

# Kommissar Joseph Gisler

...

Erinnerungen aus seinem Leben

von

Prof. Dr. R. Gisler

~ Mit dem Bilde des Verewigten. ~

...

Qui bene praesunt presbyteri,  
duplici honore digni habeantur.

Priester, die gut vorstehen, halte  
man doppelter Ehren werth.

1 Tim. 5, 17



**Mildorf 1899**

Buchdruckerei Gisler & Cie



1.

## Das Elternhaus. — Erste Schul- und Jugendjahre.

Einer der schönsten, aussichtsreichsten bewohnten Punkte des Landes Uri ist die „obere Bärchi“ in der Gemeinde Jenthal. Tief zu Füßen leuchtet der blaugrüne Spiegel des Urner-See's, eingerahmt von hohen, steilen Felswänden, zwischen welchen ein Paar Dörfchen und die klassischen Stätten der Tellplatte und des Rütli eingebettet liegen. Rechts öffnet sich das Hauptthal von Uri, mit dem schmucken Hauptort und den umliegenden Dörfern; waldige Hänge und darüber hin schneeige Kulme flankiren es; in der Thalsohle die Fluthen der Reuß; im Hintergrund die mächtige Pyramide des Bristen. Nach links öffnet sich das Thal von Schwyz, überragt von den beiden Mythen.

Auf diesem schönen Fleck Erde wurde der selige Hochwürdige Herr Kommissar Joseph Gisler geboren um die Mittagstunde des 27. August 1828. Seine Eltern waren: Kirchengvogt Michael Gisler (geb. den

18. Sept. 1779, gest. den 15. Aug. 1862) und Barbara Schuler (geb. den 9. Mai 1783, gest. den 4. Mai 1855). Joseph war das zehnte und jüngste Kind, 22 Jahre jünger als sein ältester Bruder und noch 6 Jahre jünger als sein jüngster. Der Vater war ein ernster Mann, streng mit sich selber und streng mit seinen Kindern. Die Mutter war eine herzengute, gemüthreiche Frau. Wie der Vater, drang sie auf strenge Arbeit und streng kirchliche Lebensführung. Aber dabei gab sie dem ganzen Familienleben die Weihe der Liebe. Nie hörten die Kinder einen Wortwechsel zwischen den Eltern. Wenn der Vater die strenge Seite hervorkehrte, so schwieg die Mutter, und wenn er etwa zuweilen eines seiner Kinder vielleicht etwas zu hart anfuhr, so widersprach sie niemals in Gegenwart der Kinder. Um alle trug sie zarte Mutter Sorge und hätte es ihnen gerne manchmal besser gegeben. Ihr ganzes Wesen war auf Milde gestimmt und bei der Erziehung brauchte sie nicht die rauhe Hand. Das schuf ihr noch Kummer kurz vor dem Sterben. „Ach,“ sagte sie, „wie wird es mir in der Ewigkeit ergehen, da ich zur Erziehung meiner Söhne und Töchter nie eine Ruthe gebraucht.“

Aber aus tief religiösem Grunde und ächt katholischer Lust wachsen die Gottesblumen auch ohne Ruthe Und zähe Arbeit ist regelmäßig die Mutter des Wohlstandes, wenn sparsamer Sinn und einträchtiges Wirken hinzukommen.

Unter solchen Verhältnissen verlebte unser Joseph seine Kindheit etwas rauh und eintönig. Von den Freuden, die vielen andern Kindern in diesem Alter bescheert sind, bekam er wenig zu kosten. Kleinere Geschwister hatte er nicht; das nächste Haus war eine gute Viertelstunde entfernt. Abgeschlossen von andern Kindern, blieb er für lange Zeit etwas menschenfremd und linksch im Benehmen und Reden. Zugleich war er aber auch der Gefahr entrückt, im Umgange mit andern Kindern Böses zu lernen.

Seine erste Erinnerung gieng zurück in's dritte Lebensjahr und blieb ihm unaustilgbar. Es war ein Bild der Zerstörung, das der Phantasie des Kindes so tief sich eingrub, nämlich das Abbrechen des alten Hauses, an dessen Stelle ein neues, wohnlicheres gebaut wurde. Ob dem Zerstörungswerk gerieth der kleine Joseph in große Furcht und behielt den Eindruck bis in's Greisenalter.

Mit dem achten Jahre mußte er die Schule besuchen. Der Schulweg von nahezu einer Stunde machte ihm zwar wenig Schwierigkeiten, und es war ihm eine Lust, sich recht im Schnee herumzutummeln. Was ihm dagegen Angst machte, war das Zusammenreffen mit so vielen andern Kindern. Auch hatte er Furcht vor dem Pfarrer und Lehrer. Die ersten Tage mußte ihn seine Schwester Anna in die Schule führen; nach und nach wagte er's allein und später

fand er an der Schule soviel Freude, daß er das letzte Schuljahr nur ungerne kommen sah.

Beim Eintritt in die Schule konnte er schon ordentlich lesen und ein wenig schreiben. Lesen und schreiben hatte er sozusagen spielend gelernt. Die Schwester Aloisia saß im Webstuhl, und Joseph stand mit dem „Namenbüchlein“ neben ihr. In wenigen Tagen kannte er die Buchstaben alle und konnte „buchstabiren“ und lesen. Vom „Lautiren“ war damals noch keine Rede. Lehrer Bricker wußte überhaupt nicht viel von Methodik, obschon er eine zeitlang im Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl gewesen war. Das „Namenbüchlein“ von St. Urban, der Katechismus, ein recht gutes Lesebüchlein, herausgegeben von der „obrigkeitlichen Schulkommission“, die biblische Geschichte von Christoph Schmid waren damals die offiziellen Lernmittel. Das Schreiben beschränkte sich auf's Abschreiben von Vorlagen; gerechnet wurde sozusagen nichts. Zur Uebung im Lesen des Geschriebenen wurden verschiedene Privatbriefe unter den Schulkindern in Umlauf gesetzt.

Am Charfreitag des ersten Schuljahres gieng's zur ersten hl. Beicht. Von dieser ersten Beichte sprach der Verstorbene öfter. „Gebeichtet habe ich damals Alban Stolz würde sagen: liederlich; das Verständniß fehlte.“ Oft stellte er sich später die Frage: ob es nicht mehr Nachtheil als Vortheil sei, die Kinder so frühzeitig zur Beichte anzuhalten, ob bei einer

gar zu frühen Beicht nicht Verständniß und Reue häufig fehlen und ob so nicht gleich von Anfang Oberflächlichkeit und Gewohnheitsmäßigkeit in diese hl. Handlung sich einschleiche. Dabei übersah er nicht, daß, wer fähig ist, eine schwere Sünde zu begehen, im einzelnen Falle auch fähig ist, recht zu beichten.

Der damalige Pfarrer von Fjenthal hieß von Matt und stammte aus Unterwalden. Nicht lange konnte unser Joseph bei ihm in die Schule gehen, weil dieser die Pfarrei bald verließ. Als Verweser kam ein P. Kapuziner, der nachmalige Provinzial P. Anicet Regli. Dieser führte ein strammes Schulregiment und seine Anforderungen giengen vielleicht etwas zu hoch für die dortigen Verhältnisse. Damals war gerade „Wurst“ (Verfasser einer deutschen Sprachlehre) in die Mode gekommen, und den konnten die kleinen Fjenthaler Bürger nicht verdauen.

Um Mitte Winter 1837 wurde endlich wieder ein Pfarrer installiert in der Person des hochw. Hrn. Joh. Joseph Baumann. Er war ein trefflicher Pfarrer und guter Lehrer. Der kleine „Bärchi-Seppli“ ahnte nicht, daß dieser später sein geistlicher Vater werden sollte. Im zweiten Jahr von dessen Pastoration und im eilften seines Lebens durfte unser Joseph die erste hl. Kommunion empfangen; — dieser schönste Tag des katholischen Kindes blieb auch ihm in steter Erinnerung.

Als er aus der Schule entlassen wurde, konnte

er ein ordentliches Aufsätzchen leicht zu Stande bringen, fließend und korrekt jede Schrift lesen und die „vier Spezies“ in ganzen Zahlen geläufig rechnen und anwenden. Die Schulzeit dauerte damals nur von Martini bis Ostern, und nur am Vormittag wurde Schule gehalten. In den übrigen Monaten hieß es daheim arbeiten. Als der jüngste unter sieben Brüdern war Joseph der „Knabe für Alles“ und es gab für ihn viele harte Tage. Nicht selten mußte er morgens um drei Uhr zu hinterst im Kleinthal eine Brente auf den Rücken nehmen und fast zwei Stunden weit auf die obere Bärchi hinaus; dann gieng's wieder zurück in's Kleinthal an die Arbeit, und abends hinauf in's Gebirg, um die Ziegen zu holen. Daß er auf diesen oft gefährlichen Wegen nicht verunglückte, hat ihn später oft gewundert. Einmal — am Skapuliersonntag 1841 — erfaßte ihn auf dem Wege ein schrecklicher Wirbelwind, der ihn buchstäblich in die Luft hob. Aber er war eben kein Elias und fiel wieder auf die Erde. Er hatte einen guten Schutzengel.

So vergieng die Jugend des munteren Knaben bis in's vierzehnte Jahr. Verweichlicht wurde er nicht; er stählte vielmehr seine Körperkräfte in der rauhen Arbeit, in der frischen Luft, in einem einfachen, aber naturgemäßen Lebensunterhalt.

Aus jener Zeit stand ihm noch lebhaft in Erinnerung, mit welcher Ergriffenheit die Leute von

der Volksmission zurückkamen, welche von Jesuiten im Herbst 1836 in Altdorf abgehalten wurde. Aus dem ganzen Lande strömte damals das Volk dahin und kam mit heiligen Vorsätzen erfüllt zurück. Im nämlichen Jahre kam nach dem Ableben des hochw. Hrn. Kommissars Jos. Anton de Waha der hochw. Hr. Johann Peter Elmauthaler nach Altdorf als Pfarrer. Bei seiner Installation wurde gewaltig mit Kanonen geschossen. — Tags darauf zog der hochw. Hr. Ambros Furrer in Flüelen ein als Elmauthalers Nachfolger. Wiederum tönten Mörsergeschüsse vom Grundbiel her bis in die Nacht hinein. Damals, scheint es, dämmerte ihm zuerst der Gedanke auf: ich möchte ein Pfarrer werden. Aber jedenfalls hatte er keine Ahnung, daß er dem Erstern bei seiner Sekundiz die Predigt halten, und durch den Andern zuerst in die Seelsorge eingeführt und zehn Jahre sein Gehilfe werden würde.

## 2.

**Der Student. Auf dem Gymnasium zu  
Altdorf. Am Lyzeum zu Freiburg  
in der Schweiz.**

Der neue Herr Pfarrer hatte an Joseph eine schöne geistige Begabung entdeckt und redete nun ab und zu bei dessen Eltern, sie sollten ihn studiren lassen. Allein das war für die Familie ein ziemlich steiles Geschäft, und es wäre wohl kaum etwas daraus geworden, wenn nicht der Nachbarpfarrer, hochw. Hr. Jos. Anton Gwerder in Bauen, sich der Sache angenommen hätte. „Nicht nur davon reden, sondern anfangen“, meinte er: „der Knabe soll nach Bauen kommen. Bei seinem Schwager Andreas In-fanger im Biel (er hatte Josephs Schwester, Aloisia, zur Frau) soll er die Post haben und beim Pfarrer den Unterricht.“ In der Familie wurde dieser Vorschlag ernst in Berathung gezogen. Alles war einverstanden, den Versuch zu wagen, — nur der Vater nicht. Doch wurde zur großen Freude des Knaben beschlossen, daß er im Spätherbst 1842 nach Bauen gehe. —

Merkwürdig! Als die Zusage erfolgt war, änderte sich die Stimmung bei Joseph; die Freude schlug in Trauer um; so gerne wäre er wieder daheim geblieben. Der Gedanke an den Abschied vom Elternhause wurde ihm zur schrecklichen Qual bei Tag und bei Nacht. In seinem ganzen Leben, sagte er später, glaube er nur noch ein einziges Mal eine solche Seelenangst ausgestanden zu haben, nämlich beim Eintritt ins Priesterseminar in Chur. — Hier aber zeigte der Vater große Einsicht. Mutter und Brüder hätten dem Jungen nachgegeben; er hätte bleiben dürfen. Allein der Vater, mit dem Plane sonst immer nicht einverstanden, entschied ernst und streng: „Gegen meinen Willen hast du immer gehen wollen; nun muß du gehen; ich gestatte nicht, daß du bleibst. Hältst du es nicht aus, so magst du wieder kommen.“ — Joseph mußte gehen. Eines Tages packte er Kleider und Bücher in einen Ruckensack, nahm unter einem Strom von Thränen Abschied und wanderte unendlich schweren Herzens nach Bauen. Und siehe, sobald er dort eingesehen war, plagte ihn das Heimweh nicht eine Stunde mehr. Auch später litt er nie daran. Nur der Gedanke, vielleicht die betagten Eltern bei der Heimkehr nicht mehr anzutreffen, machte ihm jeweilen den Abschied schwer.

Da in Bauen der Aufenthalt beim Schwager für das Studium nicht günstig war, so gieng Joseph nach einiger Zeit beim hochw. Hrn. Pfarrer in die

Kost. Hier machte er nun rasche Fortschritte und konnte an Allerheiligen 1843 nach Altdorf in die zweite Lateinklasse. Dem hochw. Hrn. Pfarrer Gwerder bewahrte er durch's ganze Leben ein dankbares Andenken. Ohne diesen Herrn hätte Joseph vielleicht nie den Entschluß gefaßt, die Studien-Laufbahn zu betreten.

In der Residenz erschien der junge Student zuerst in der damaligen Tracht eines „Knaben vom Lande“: kurze, kaum bis unter die Waden reichende Hose, kurze Jacke, die, namentlich am Rücken, nicht einmal die Hosentnöpfe bedeckte, — Hut mit wenigstens 1 Fuß hohem „Gipfi“ und kleiner Krempe, massive Schuhe, — so war das Kostüm, in dem er auftrat. Durch Vermittlung seines bisherigen Lehrers und Mentors, Pfarrer Gwerder, erhielt er die Kost im ehrwürdigen Frauenkloster zum obern hl. Kreuz. Die Wohnung bezog er in einem schlichten bürgerlichen Hause auf dem „Lehn“, bei Hrn. „B'stäter“ Baumann. Die einzige Tochter des Hauses wurde später die Frau des Hrn. Statthalter Infanger aus Bauen, sowie die geistliche Mutter unseres Joseph. Dieser fühlte sich in dem biedern Hause ganz heimisch und wurde behandelt wie ein Angehöriger.

Mit dem Studium gieng es damals in Altdorf nicht allzu strenge; denn das Gymnasium war auf sehr kleinem Fuß eingerichtet. Latein war, wie billig, das Hauptsach. Dazu kam etwas Deutsch, sehr wenig

Arithmetik, keine Geometrie, ein Paar Abschnitte aus Geschichte und Geographie, wörtlich auswendig gelernt; von Griechisch keine Spur, nicht einmal das Alphabet. Der Religions-Unterricht beschränkte sich ebenfalls auf das Auswendig-Lernen eines Katechismus, gewöhnlich jedes Jahr eines neuen. Heute sind an den Mittelschulen der Fächer vielleicht zu viele; damals waren in Altdorf deren zu wenige. Ob Ueberfülle oder Dürftigkeit der Fächer das größere Uebel sei, lassen wir dahingestellt. Gewiß ist, daß der sel. hochw. Kommissar es oft bedauerte, daß es ihm möglich war, die humanistischen Studien (6 Klassen) in drei Jahren zu durchlaufen, und daß das Lehrziel der Schule nicht höher gespannt gewesen. Er spürte den Einfluß dieses sprunghaften Studiums durch's ganze Leben und drang daher später immer auf eine gründliche Mittelschulbildung als Vorbereitung für die theologischen Studien. Warm befürwortete er jeweilen die Maturität auch für Theologen; mit ihr begibt sich der Theologie-Kandidat eines Sporns zum Studium; er ladet den Schein der Minderwerthigkeit auf sich gegenüber andern Berufen, deren Vertretern er in Wirklichkeit durchweg an Bildung nicht nachsteht.

Am Gymnasium zu Altdorf that Gisler nicht schwer, die ersten Plätze zu gewinnen. In der Rhetorik jedoch hatte er einen Konkurrenten, der ihm in den meisten Fächern überlegen war; er kam vom

Jesuiten-Pensionat in Freiburg i. Ue. und hatte dort bereits die fünfte Gymnasialklasse absolvirt. Es war der nachmalige Nationalrath Karl von Schmid von Böttstein. Zeit lebens blieb ihm dieser ein treuer Freund; durch ihn wurde Gisler auch Hausfreund in Böttstein, wo er manchmal die angenehmsten Ferien verlebte. Ab und zu verbrachte er die Ferien auch in Altdorf, vorzüglich in Gesellschaft v. Schmid's und des noch lebenden Hrn. Musikdirektor G. Arnold.

Karl von Schmid hatte dem jungen Sonthaler viel Anziehendes erzählt über die Lehranstalt der Jesuiten in Freiburg, die damals die Blüthe der katholischen Jugend Europas in ihren Räumen sah. Die Jesuiten reden denn auch von ihrem damaligen Freiburger Kolleg noch jetzt als vom roi des collèges, dem König unter ihren Kollegien; sie haben wohl nirgends je eine so blühende Mittelschule besessen.

Dahin zog Gisler mit seinem Freunde Karl v. Schmid zum Studium der Philosophie, im Herbst 1846.

Nur ein Studienjahr verlebte er dort und es blieb ihm unvergeßlich. Er begann mit den hl. Exercitien, von denen er bisher soviel wie nichts gewußt. Sie übten auf ihn eine mächtige Wirkung; seine Stimmung wurde fromm und freudig wie nie zuvor. In einem Briefe nach Hause gab er dieser überströmenden Seligkeit seines Herzens begeisterten Ausdruck, so daß die Seinigen über diese enthusiastische Seelen-

stimmung des sonst so ruhigen Jünglings sich freudig verwunderten.

Gisler bekam jetzt die Folgen seiner übereilten und mangelhaften humanistischen Studien zu spüren; seine Vorbildung war ungenügend und er hatte einen schweren Stand. Die Hauptfächer wurden lateinisch dozirt. Professor der Philosophie war P. Friedrich, ein eminent gelehrter Mann, der das Handbuch von P. Rothenflue benützte. Er wußte die Zöglinge zum Studium ungemein anzuregen. Jeden Samstag war Repetition über das, was während der Woche durchgenommen worden war. Die Einzelnen mußten darauf gefaßt sein, eine These zu vertheidigen oder dagegen Schwierigkeiten aufzuwerfen, zu opponiren. Wer aufgerufen wurde, einen Satz zu beweisen, mußte den Katheder besteigen; der Herr Professor stellte sich unter das Auditorium. Einer wurde bezeichnet, dem es zukam, Einwendungen zu machen, und nur im Nothfall mischte sich der Professor in den wissenschaftlichen Zweikampf. Ein Mitschüler bezeugt von Gisler: Er war nie verlegen, sei es, daß er eine These vertheidigen oder dieselbe angreifen mußte. — Mathematik lehrte P. Behrens, nachmals Provinzial der deutschen Jesuitenprovinz. Diese zwei Patres waren Hannoveraner. — P. Michers gab deutsche Litteratur, P. Freudenfeld Geschichte. — Im Französischen unterrichtete der Scholastikus de Rehlem.

Trotz der schwierigen Anfänge fand sich Gisler nach einigen Wochen zurecht und eroberte im Katalog unter 60 Schülern den ersten Platz. P. Friedrich lud ihn ein, am Schlusse des Schuljahres in öffentlicher Disputation aufzutreten. Aus Schüchternheit lehnte Gisler ab; wahrscheinlich wäre ich, so sagte er später, sine honore, mit Glanz „abgefahren“.

In Freiburg blühte damals reges Studentenleben; die Anstalt zählte nahe an 600 Schüler. Es bestand dort eine deutsche und eine französische Sektion des Schweizerischen Studentenvereins. Gisler wurde Mitglied der erstern Sektion, welche alle vierzehn Tage im Wohnzimmer des Hrn. Musiklehrers Joh. Bettiger Sitzung hielt. Gesang, Deklamation, sowie Disputation über ein bestimmtes Thema, Aufsätze mit Kritik bildeten den Inhalt der Verhandlungen. Der selige Hr. Kommissar blieb dem Schweizerischen Studentenverein treu bis in sein Alter; er gehörte nunmehr zu dessen Veteranen. Noch am letzten Zentralfest in Altdorf nahm er, obschon leidend, möglichst regen Antheil. Das Urtheil, das Kommissar Gisler selig über den Studentenverein sich gebildet, können wir formuliren wie folgt: „Der Schweizerische Studenten-Verein hat unermesslich viel Gutes gewirkt; trotzdem waren einzelne Pedanten ihm stets feindlich gesinnt und ließen ihn an ihren Anstalten nicht aufkommen. Will man auf Schattenseiten hinweisen, welche dem Vereine anhaften, so kann man mit Recht

fragen: Welches Menschliche hat nicht seine Schattenseiten? Beim Schweizerischen Studenten-Vereine aber überwiegen die Vortheile unermesslich weit die Mängel.“

In Freiburg bildete man den Verein; die maßgebenden Persönlichkeiten waren ihm, wie es schien, eher günstig gesinnt. —

Für die Erlernung der französischen Sprache war der Umstand nicht günstig, daß meistens deutsch gesprochen wurde. Im Posthause Gislers waren, mit Ausnahme des nachmaligen Nationalrathes Jaquet, nur deutsche Studenten, und selbst die Frau des Hauses konnte etwas deutsch radbrechen. Im Frühling fieng daher der strebsame Philosoph an, auf Spaziergängen zumeist an französische Studenten sich anzuschließen, wodurch er sich einige Gewandtheit im Sprechen erwarb, die aber später, weil die Gelegenheit zur Uebung mangelte, wieder verloren gieng.

Das Jahr 1846/47 war ein unheimliches. Der Bürgerkrieg (Sonderbundskrieg) stand bevor. Am 6. Januar 1847 machten die Radikalen in Freiburg eine Schilderhebung, um die Regierung zu stürzen. Dieselbe wurde aber sofort niedergehalten; einige Hädelsführer nahm man gefangen und steckte sie ein. Die Studenten merkten nicht einmal viel von dem Rummel.

Eine Episode dieses Studienjahres bildete die Eröffnung der verhängnißvollen Tagsatzung in Bern. Der P. Präfekt Amon erlaubte einer kleinen Gesell-

schaft von Urschweizern bereitwillig einen Ausflug nach Bern, um das Schauspiel der Tagssatzungs-Eröffnung mitanzusehen. P. Amon war ein Mann von strengem, fast abschreckendem Aeußern, aber eine herzgute Seele, klug, kein Pedant und Kleinigkeitsjäger. Samstag nachts um 12 Uhr machten sich die wackern Studenten auf den Weg und kamen zu Fuß noch rechtzeitig zum Sonntagsgottesdienst in Bern an. Die Urner'schen Tagssatzungs-Gesandten, Landammann Schmid und B. Müller, erwiesen ihnen die freundlichste Aufmerksamkeit.

Am Montag war großartiger Aufzug der Tagherren in Begleit ihrer Standesweibel — damals noch „Ueberreiter“ genannt. Es schmeichelte Gisler nicht wenig, daß unter den Weibern der schönste Mann ein Urner war, — der nachmalige „letzte Postillon vom St. Gotthard“, Alois B'graggen. Die Eröffnung der Tagssatzung fand in der Hl. Geist-Kirche statt. Eintritt war aber nur gegen Vorweis von Karten gestattet, und unsere Urschweizer hatten trotz Verwendung ihrer Gesandten keine mehr erhalten können. Auf unerklärliche Weise brachte ihnen aber ein Offizier aus der Ehrenkompagnie mitten im Gedränge von der Hl. Geist-Kirche aus heimlich Eintrittskarten. Die Tagherren hatten im Chor der Kirche Platz genommen. Ochsenbein hielt seine berühmte Rede, von welcher aber Gisler und seine Begleiter, bei der großen Entfernung, wenig verstanden.

Dieser Ausflug nach Bern trug den Studenten ein kleines Ungewitter ein von Seite des Professor P. Friedrich, welcher meinte, er hätte auch um seine Zustimmung angegangen werden sollen. Darum donnerte er vor der ganzen Klasse gegen die „Ausreißer“, ohne jedoch ihre Namen zu nennen. Das war der einzige Verweis, den Gisler in Freiburg erhielt.

Den Schülern des Lyzeums war der Besuch eines Wirthshauses erlaubt, — den Franzosen die „Chasseurs“, den Deutschen „Die Traube“ (la grappe) in der rue de Lausanne. Die „Traube“ wurde betrieben von einer braven Familie aus Schwaben, Namens Späth. Damals kamen in Freiburg viele tüchtige Studenten als Hauslehrer in bessere Familien und konnten so auf die leichteste Weise sich den Studien widmen. Auch Gisler hatte für das kommende Jahr bereits eine Hauslehrerstelle bei der Familie Späth zugesichert. Aber es sollte anders kommen; der unselige Sonderbundskrieg machte die Hoffnungen des Studenten zu nichte. Die Jesuiten wurden vertrieben und Freiburg bekam ein gewalthätiges radikales Regiment, das sogar Hand an den hochwürdigsten Bischof legte und ihn in das Gefängniß von Chillon im Waadtlande abführte.

Eine Rückkehr nach Freiburg war unter diesen Umständen nicht mehr gerathen, obschon es Gisler später reute, der Einladung der Familie Späth nicht

gefolgt zu sein; er hätte das Französische vollkommen erlernen können.

Der Ausgang des Sonderbundskrieges brachte Stillstand in seine Studien. Ein ganzes Jahr blieb er zu Hause und half in allen Arbeiten wacker mit. Einerseits leistete er so den Seinigen willkommene Dienste, andererseits hatten sie für ihn keine Auslagen mehr zu bestreiten. Daher war man nicht gerade unzufrieden, wenn er nunmehr daheim blieb.

Während des Sonderbundskrieges standen fünf seiner Brüder im Feld. Mit Ausnahme des Einen, Franz, welcher krank vom Gotthard zurückbefördert wurde, haben alle den Zug in's Tessin mitgemacht. Daheim blieben Joseph und der älteste Bruder zur Besorgung der allernöthigsten Geschäfte. Der Vater und noch mehr die Mutter litten in dieser Zeit unsäglichen Kummer. Die verwirrendsten Gerüchte vom Kriegsschauplatz schwirren herum. Alles hoffte und Alles bangte. Als endlich die zwölf Stände siegten, da fuhr der helle Schrecken in die Leute, welcher mitunter in komischen Szenen sich kundgab. So z. B. kam auf der obern Bärchi eines Abends — Joseph war schon zu Bette — eine Weibsperson mit einer mächtigen Schachtel am Rücken und klopfte an der Hausthür. Verwundert über diesen seltsamen Besuch zu so ungewohnter Zeit, fragte er um ihr Begehren. Da erklärte sie, daß die Klosterfrauen in Altdorf sie zu ihm geschickt mit der Bitte, diese

Schachtel wohl zu versorgen; sie enthalte die Werthschriften des Klosters. Man könne nicht wissen, ob nicht alles drunter und drüber gehe, und ob nicht tüchtig gestohlen werde, wenn einmal die „Eidgenossen“ einrücken. Die brutalen Ausschreitungen, welche sich die Waadtländer in Freiburg erlaubt, ließen eben nichts Gutes ahnen.

Natürlich gab Joseph Quartier, bemerkte aber doch, es scheine ihm, die Klosterfrauen haben da vergebliche Sorgen; die „Eidgenossen“ würden sich nicht zuerst an ihren Kapitalbriefen vergreifen. Nach einigen Tagen kam die Person (M. Großholz, des Nachrichters Tochter) wieder und holte die Schachtel. Man hatte sich inzwischen etwas beruhigt. Wenn man bedenkt, wie freundeidgenössisch die „Eidgenossen“ anderswo gehaust, so kann man die Befürchtungen nicht als grundlos bezeichnen. Doch die Besatzung, die nach Uri kam, hielt sich (mit Ausnahme einer Kompagnie Schützen eines gewissen Kantons) nicht übel. Der Zorn hatte sich etwas abgekühlt, bevor sie in die Urner-Berge hineingelangten. In's Isenthal kam nur eine halbe Kompagnie und nur auf wenige Tage. Zwei Aargauer aus dem Badener Gebiet traf es auf der obern Bärchi in's Quartier. Es waren anständige Leute. Daß sie ab und zu über Siegwart und die Jesuiten schimpften, mußte man ihnen verzeihen; sie hatten wohl nie Anderes von den Jesuiten gehört, als Schimpf und Verläum-

dung. Auch waren sie, obschon selbst ziemlich unwissend, noch von dem Wahne befangen, in Uri sei alles stockfinster, während bei ihnen im Aargau alles hell sei. Daher zeigten sie sich auch höchst verwundert, als Joseph einst einige lateinische und französische Bücher hervornahm und liegen ließ. Von da an hörte alle Kontroverse auf.

3.

**Die Universität. Das Priesterseminar.**

---

Die Niederlage der sieben katholischen Stände, Sonderbund genannt, brachte auch in Uri eine provisorische liberale Regierung. Die ekelhafte Speichelleckerei, welche gewisse Elemente den eidgenössischen Repräsentanten gegenüber übten, empörte den jungen Nenthaler Philosophen oft. Er griff zur Feder und schrieb einige Artikel in eine konservative Zeitung. Und wie an kleine Dinge sich oft eine entscheidende Wirkung knüpft, so geschah es auch mit diesen Artikeln. Sie waren an sich nicht gerade bedeutend, aber sie fanden doch etwelche Beachtung, und da Freund Bettiger den Autor kannte, so verrieth er ihn einigen Herren in Altdorf. Zur Ueberraschung Sislers ließ ihn Ingenieur Karl Emanuel Müller im Herbst 1848 zu einem Besuche einladen. Er ermunterte ihn, seine Studien wieder aufzunehmen und anerbote ihm ohne Zins und Bürgschaft alle nöthigen Mittel sei es zum Studium der Medizin, der Rechte oder der Theologie, kurz für jedes Stu-

dium, wozu er eben Neigung und Beruf fühlte. Ob und in welchem Maße Gisler von diesem ebenso klugen als hochherzigen Anerbieten Gebrauch gemacht, vermögen wir nicht zu entscheiden. Wir wissen aber, daß der hochw. Hr. Kommissar von dem edlen, auch um das ganze Land Uri hochverdienten Mann je-weilen im Tone wahrer Freundschaft und Hochachtung sprach. Ebenso ist es sicher, daß Gisler daraufhin sich entschloß, die Studien wieder aufzunehmen, — im vollen Einverständniß mit den Seinigen.

Aber wohin sollte er sich nun wenden? In Frage kam Straßburg, wo damals Hr. Siegwart sich aufhielt, und Freiburg im Breisgau. Gisler gieng ein bißchen leichtsinnig zu Werke; erst in Basel entschied er sich für Freiburg.

Wie sehr der junge Musensohn an seiner Heimath hieng, möge eine kleine Anekdote zeigen, die auf dieser Reise nach Freiburg sich ereignete. Auf dem Dampfschiff, das ihn von Flüelen nach Luzern brachte, bestellte Gisler Kaffee mit Brod. Er aß aber nur die eine Hälfte des „Weggli“, die andere Hälfte nahm er in seine Reisetasche, um in der Fremde ein Andenken an die Heimath zu haben. Als er am Schlusse des Schuljahres wieder auf dem nämlichen See sich befand, bestellte er wieder einen Kaffee, aber ohne Brod; das Brod habe er schon bei sich, und so aß er die andere Hälfte jenes Stückes, das er auf seiner Abreise bestellt hatte.

In Freiburg waren damals an der theologischen Fakultät mehrere Professoren von bedeutendem Ruf: Staudenmeier, Hirscher, Alban Stolz, Adalbert Maier. An der philosophischen Fakultät der Historiker Gfrörer, der Orientalist Weßer; — an der juristischen Fakultät vor allem Buß, — alles Männer, welche die katholische Richtung vertraten mit großem Erfolg. Gfrörer konvertirte zu dieser Zeit. — Gisler belegte Dogmatik bei Staudenmeier, Moral bei Hirscher, Pädagogik und Homiletik bei Stolz, Kirchengeschichte bei Schleyer, Exegese bei Maier, Hermeneutik bei Weßer, Kirchenrecht bei Buß und hospitirte daneben bei Gfrörer und J. B. Weiß; letzterer war damals Privatdozent und ist der berühmte Verfasser der Weltgeschichte, der vor wenigen Monaten auch gestorben ist.

Gisler hat später oft gelacht über den Unsinn, so viele Fächer auf einmal zu belegen. Sie wurden frequentirt, aber studirt bei weitem nicht alle. — Ueber seine Professoren urtheilte er wie folgt:

Der langweiligste Professor war Staudenmeier, daneben ein sehr gelehrter und sehr katholischer Mann. Seine Vorlesungen bestanden vielleicht zu einem Drittel aus Polemik gegen Hegel und Schelling. Hirschers Vorlesungen zu charakterisiren, sei schwer. Es lag etwas merkwürdig Packendes in seiner schlichten Art des Vortrages. Ganz unbeweglich saß er da, der alte, hagere Mann, eine durch und durch asketische Erscheinung — die Augen zu Boden gerichtet, mit leiser

Stimme sprechend, aber mit einem solchen Ausdruck, daß er leicht auch im äußersten Winkel des Saales verstanden wurde. Sein Vortrag war, was man heißt: salbungsvoll, ohne daß er je abstoßend geworden wäre. Katholisch war Hirscher; doch war in ihm noch ein Rest von der franken, liederlichen Theologie der dreißiger Jahre. Mehr und mehr aber erstarkte seine katholische Gesinnung, und er wurde ein treuer Sohn der Kirche. Man hat ihn katholischerseits vielfach verkannt und verlästert; deshalb bekam auch Gisler von der tit. Schulkommission von Uri die Weisung, die Vorlesungen Hirschers nicht mehr zu besuchen; ansonst werde er kein Stipendium mehr erhalten. Diese Weisung hat er aber nicht befolgt, was er später nie bereute.

Am liebsten war ihm das Kolleg bei Stolz, obwohl dessen Organ das denkbar unangenehmste war. Dafür aber waren seine Vorlesungen praktisch und trefflich gewürzt mit eingestreuten Erfahrungen aus seinem Leben. Scharf wie Pfeffer waren die Kritiken, welche Stolz über die eingelieferten schriftlichen Arbeiten abgab.

Der feurigste von allen Professoren, Katholik durch und durch, und zwar in Gesinnung und Praxis, grimmig gehaßt vom Liberalismus des badischen „Musterstaates“, war Hofrath Buß — auch äußerlich eine imposante Gestalt. Es kam vor, daß er vom libe-

ralen Janhagel ausgepiffen wurde, wenn er in das Kolleg oder aus demselben gieng.

Kirchengeschichte dozirte Schleyer, nach Alzogs Handbuch, welcher später sein Nachfolger geworden ist. Schleyer war ein echt katholischer Professor, aber kränkelte beständig. — Sein jüngerer Stiefbruder ist der Bolapük-Meister Johann Martin Schleyer, neben welchem Gisler einen Winter hindurch im Logis war.

Udalbert Maier war ein äußerst trockener Ereget, dabei eine etwas gezierte, affectirte Erscheinung.

Weyer, ein echt gläubiger Philolog, gab Archäologie und Einleitung in's Alte Testament und sprach mit wahrer Begeisterung für die Echtheit der hl. Schrift. Weyer wurde mit Welte in Tübingen der Begründer des herrlichen katholischen Kirchenlexikon.

Ueber das Studentenleben Gislers auf der Universität — so berichtet uns ein ehemaliger Mitschüler — ist nur Rühmliches zu sagen. Es hatte jeder Student einen sogenannten Kneipnamen; Gisler hieß „Ritter“. Und in der That — seine äußere Erscheinung, seine Reden, sein Benehmen zu jeder Zeit und bei jedem Anlaß hatte etwas Ritterliches, etwas Nobles. Er studirte fleißig, wie noch die vorhandenen Zeugnisse beweisen, war aber auch dabei, wo es galt, sich zu erholen. Daher war er bei Allen

beliebt und sein solides, musterhaftes Betragen war nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf Andere. So kam es einmal, daß ein Schweizer, Student der Medizin, von einem Schwaben auf's Duell gefordert wurde. Der Schweizer nahm die Forderung an, hatte aber doch etwelche Bedenken. Er geht zu „Ritter“ mit der Frage: Was sagt die Theologie über das Duell? Gisler gab die richtige Antwort und Belehrung, und das Duell unterblieb.

Ueber seiner Studienaufbahn schwebte ein eigen Geschick. Die Gymnasialstudien waren gestört durch den Freischaaren-Rummel, die Lyzealstudien durch den Sonderbundsrieg, die Universitätsstudien durch die badische Revolution. Günstig für's Studium war das nicht; es regte auf und zerstreute.

Die republikanische Schilderhebung im badischen Oberlande erfolgte im April 1848. Alles gieng aus Rand und Band. Die Studenten von Freiburg bildeten eine besondere Legion. Sie waren im Bra-marbasiren sehr stark, im Kampfe aber leichtfüßig, die richtigen Spießgesellen für Struve, Herwegh und Konforten. Die Vorlesungen wurden eingestellt, mit Ausnahme der theologischen, welche den Schweizern zu lieb fortgesetzt wurden. Die Schweizerstudenten blieben natürlich neutral. — Als die von den Preußen zersprengten Freischaaren Freiburg näher rückten, fanden viele Schweizer für gut, sich auf heimathliches Gebiet zurückzuziehen. Ihrer vier, darunter Gisler,

giengen nach Maria-Stein, wo sie gastlich aufgenommen wurden und drei Tage verweilten.

Ob schon General Friedrich von Gagern von den Freischaaren verrätherischer Weise erschossen worden, wurde die badische Revolution von den deutschen Bundestruppen doch rasch unterdrückt, und die Musensöhne bezogen wieder die Bähringerstadt. Sie fanden dieselbe wie ausgestorben. Bald aber rückten die Preußen ein, mit ihrem Feldherrn Prinz Wilhelm, dem nachmaligen deutschen Kaiser Wilhelm I. Er war eine martialische, aber keine gewinnende Gestalt, wie denn überhaupt die preußischen Offiziere auf unsern jungen Urner-Theologen jenen Eindruck machten, den sie je und je auch heute noch bei Nicht-Preußen hervorzurufen pflegen.

Unter diesem Preußen-Regiment in Freiburg begegnete es Gisler, daß er eines Abends aus dem Bett geholt und in's Gefängniß abgeführt wurde. Das kam so. Es war damals sehr strenge Polizei-Ordnung; Abends 9 Uhr mußten alle Wirthschaften geschlossen sein. Im gleichen Hause, wo er wohnte, war im ersten Stocke eine anständige Wirthschaft. Einmal saßen nun da einige Studenten bei einem Glase Wein. Um 9 Uhr erklärte der Wirth Feierabend; die Herren Studenten möchten sich aber nur in ein Zimmer des obern Stockes zurückziehen, um da den Rest zu konsumiren, was auch geschah; sie giengen hinauf in das Zimmer von Gisler. Kaum

eine Viertelstunde nachher gieng eine Patrouille von vier Mann vorbei. Da sie Licht sahen, vermutheten sie, daß noch gewirthet werde und forderten energisch Einlaß. Nach langem Zögern wurde endlich die Hausthüre geöffnet. Unterdessen hatte Gisler das Licht ausgelöscht und sich zu Bette gelegt. Die Soldaten aber durchsuchten das ganze Haus und als sie im Zimmer von Gisler leere Gläser auf dem Tische sahen, wurde es ihnen zur Gewißheit, daß hier ungeseklich gewirthet worden sei. Der verdächtige Mosensohn mußte aufstehen und sich reisefertig machen; dann wurde er in die Haft abgeführt.

Dieser Vorfall empörte die Schweizerstudenten. Sofort am andern Tag begab sich eine Abordnung derselben auf das Universitätsamt mit der bestimmten Erklärung: wenn man nicht Ordnung schaffe und der ruhige Student in seinem Zimmer und Bett nicht mehr sicher sei, so werden sogleich alle Schweizerstudenten, sechszig an der Zahl, die Universität verlassen. Das half; der gefangene „Ritter“ Gisler wurde frei und ihm wenigstens mündliche Genugthuung geleistet.

Das zweite Universitätsjahr verlief ruhig und ohne namhafte Zwischenfälle. Der hochw. Hr. Kommissar sagte später, er sei von der Universität heimgekehrt mit mehr Einbildung als wissenschaftlicher Ausbildung. Die Freiheiten des Universitätslebens seien auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen.

Das Leben der Universitätsstudenten unterliege großen sittlichen Gefahren. Er habe Manchen gekannt, Jünglinge von großer Begabung und von Hause aus katholisch, die untergiengen und armselig endeten. — Dennoch reute ihn der Besuch der Universität nicht; nur klagte er, daß er die Zeit nicht selten vergeudet, — was übrigens nicht bloß an Universitäten vorkomme.

Als Gisler heim kam, wurde ihm eröffnet, daß er durch Siegwarts Vermittlung wahrscheinlich im Collegium Germanicum - Hungaricum zu Rom Aufnahme finden könnte. P. Simmen war beim General der Jesuiten Assistent geworden und durch dessen Einfluß wäre es vielleicht gelungen, Aufnahme zu erhalten. In der Sache unschlüssig, befragte er hierüber den damaligen bischöflichen Kommissar Gisler — seinen Vorgänger im Pfarramt zu Bürglen — und dieser mißrieth es ihm sehr, indem er auf die Gefahren für die Gesundheit hinwies. „Was hätten Sie davon, wenn Sie krank zurückkämen oder gar dort stürben?“ Der hochwürdige Herr meinte das wohl ganz aufrichtig; aber einen andern Grund hatte er auch noch, so zu sprechen. Gieng Gisler nach Rom, so mußte er dort noch mehrere Jahre bleiben; in Chur aber brauchte er nur mehr ein Jahr zuzubringen, um Priester und für die Seelsorge verwendbar zu sein. Aus der Romfahrt wurde also nichts; denn der hochw. Hr. Kommissar war für unsern Joseph eine entscheidende Autorität. Trotz-

dem reute es ihn nachher oft, den Versuch nicht gewagt zu haben und später that er Alles, um einem Pfarrkinde dorthin zu verhelfen.

Ende Oktober 1850 reiste also Gisler mit seinem Freunde Joh. Stocker nach Chur. Es ist dies der heute noch lebende Pfarrer Stocker von Abtwyl (Margau). Gisler hatte sich mit ihm befreundet zu Freiburg in der Schweiz; sie blieben eng verbunden auch auf der Universität. Und da die Diözese Basel damals kein Seminar besaß, lenkte auch dieser Herr seine Schritte mit Gisler nach Chur. Es war ein düsterer Tag, an welchem hoher Schnee fiel, so daß der Postwagen fast darin stecken blieb. Sie kamen erst Nachts 10 Uhr in Chur an, halb erfroren. Am Morgen waren sie in Rapperswyl abgereist. In Weesen zeigte sich der Wallensee äußerst aufgereggt. Freund Stocker wollte zurückbleiben und es kostete große Mühe, ihn auf's Schiff zu bringen. Drei Wochen später ereignete sich denn auch die Katastrophe mit dem „Delphin“, der auf dem Wallensee mit Mann und Maus untergieng.

Am andern Tag ruhten sie ein wenig aus, besahen die Stadt Chur und giengen gegen Abend in's Seminar, um sich für den folgenden Tag anzumelden. Allein da hieß es: sogleich eintreten! Kaum gestattete man ihnen noch hinunterzugehen in's „Kreuz“, um die Rechnung zu begleichen. Nachdem dies geschehen, war es bereits dunkel geworden.

Schwerer war es Gisler in seinem Leben nie, als bei diesem Aufstiege nach St. Luzi. Ein heftiger innerer Kampf wogte in ihm: Solltest du nicht umkehren? Bist du auch berufen zum Priesterthum? Und wenn nicht, was wird aus dir werden? Er wankte vorwärts mit dem Gedanken: geht es nicht, so trete ich aus. Gott wird dir schon den Weg zeigen und dich vor dem Abgrund bewahren, wenn du nicht berufen sein solltest.

Die Aufnahme war eine ziemlich trockene, frostige; man betrachtete damals in St. Luzi, vielleicht nicht ohne Grund, die Universitätsler mit vorurtheilsvollen Blicken. Beim Nachtessen hatten Stocker und Gisler das Gefühl, man halte sie für zwei verirrte Schafe, — oder vielleicht für Böcke unter den Schafen. Beim ersten Besuche fragte sie der gute Hr. Regens Willi, welche Moral sie gehört hätten. Sie antworteten: die von Hirscher. Er: keine andere? — Nein! — Ach, da werden sie unsere Casus nicht lösen können. Doch probiren können Sie es ja. — Man hegte damals nicht mit Unrecht Mißtrauen gegen die deutsche Theologie. — Als sie die Stiege hinunter giengen, sagte Stocker seinem Freunde in's Ohr: ja wenn ich wenigstens den Hirscher recht studirt hätte! — Indessen gieng es. Gisler ließ die vorgelegten Casus gewöhnlich nicht ungelöst. Sie studirten tapfer, studirten Gury, studirten Perrone, trieben Casuistik trotz den Andern. Gut kam ihnen zu statten, daß sie be-

reits zu Freiburg i. d. Schweiz scholastische Philosophie studirt hatten; deßhalb fanden sie sich bald wieder zurecht.

Das Seminarjahr wurde für sie recht eigentlich ein Studienjahr. So ernst hatten die Beiden wohl nie studirt, und Stocker meinte am Ende des Jahres scherzend: *sumus theologi unius anni*, d. h. dieses Jahr sei eigentlich das einzige gewesen, wo sie mit vollem Eifer und ungestört dem Studium der Theologie sich widmen konnten. Gisler nahm es mit der Vorbereitung auf das Priesterthum im Seminar sehr ernst. Er suchte sich zu vertiefen nicht nur in die wissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch in die Askese; die Seminar-Regeln beobachtete er pünktlich. Aber seine Gesundheit kam in's Wanken und es ist fraglich, ob er es ein ferneres Jahr noch ausgehalten hätte. Die Seminar-Obern hatten allmählig ihr Vorurtheil gegen die zwei „Univerſitätler“ abgelegt; Regens Willi, sowie die übrigen Professoren Fetz, Dedual, Makolin wurden ihnen sehr gewogen.

Alle Zweifel und Bedenken über den Beruf waren mit jenem schweren innern Kampfe, den Gisler am Abend vor dem Eintritt in's Seminar zu bestehen hatte, verschwunden. Es kam die Zeit der hl. Weihen. Am Tage des hl. Laurentius 1851 wurde er zum Priester geweiht und in gehobener Stimmung sprach er freudig die Worte: „Der Herr ist der Antheil meines Erbes und meines Kelches; du wirfst mir zurückgeben mein Erbe.“ —

Am achten Sonntag nach Pfingsten hielt der junge Diakon Gisler in Churwalden seine erste Predigt; es gieng dabei recht gut. Später bestieg er die Kanzel wohl ein paar tausend Male, — nie ohne etwelche Beklemmung, aber auch nie mit verwirrender Furcht. Wie der Priester seine erste Predigt hält, ist nicht ohne Einfluß für die Folgezeit; von dem Schrecken eines „ersten Peches“ würde er sich nicht so leicht erholen.

Auf der Heimreise hätte er sofort eine Stelle im Kanton St. Gallen gefunden. Bischof Murer war gerade in Weesen, und der damalige Pfarrer von Rols, Gmür, setzte Gisler eindringlich zu, eine Stelle in St. Gallen anzunehmen. Dieser aber erklärte, er sei gebunden und der Bischof würde ihm kaum das Groat geben.

Gisler war insofern gebunden, als ihn die Gemeinde Schattdorf, da er noch Subdiakon war, bereits zu ihrem Pfarrhelfer gewählt hatte; es war das ein ehrenvolles Zeugniß für den jungen Herrn. Im Uebrigen hatte er sich schon früh den Grundsatz gebildet, bezüglich seiner Anstellung dem Winkle seiner Obern zu gehorchen, nie eine Pfründe oder eine Würde zu suchen. Und siehe, er bekam Pfründen und Würden, so ehrenvoll, als sie ihm in den Marken des Kantons nur beschieden sein konnten.

## 4.

### Erstes Wirken in Schattdorf. Feldpater. Zum Pfarrer von Bürglen erwählt.

Am 8. September, am Feste Mariä Geburt, feierte Gisler in Schattdorf seine Primiz und trat dort zugleich seine Pastoration an als Pfarrhelfer; ebenso versah er die Stelle eines Lehrers. Sein ganzer Gehalt betrug 850 Fr., genauer 500 Fr.; denn in den 850 Fr. waren seine sämtlichen Messstipendien eingerechnet. Einige Jahre später, nachdem er verschiedene Anträge für Pfarreien (Sisikon, Wassen, Unterschächen), sowie die Hülfserei in Altdorf und eine Professur am Gymnasium abgelehnt hatte, gewährten ihm die Schattdorfer eine Zulage von jährlich Fr. 105.

Von Schattdorf aus unterhielt er mit seinen Studienfreunden regen Verkehr; von dem Einen oder Andern wurde er gelegentlich als Gastprediger eingeladen. So predigte er zweimal bei Freund Stocker in Abtwyl. In seiner ersten dortigen Predigt ließ er den Urner-Dialekt gar stark hervortreten. So z. B. sagte er: ich habe zwei „Grinde“, Euch diese

Wahrheit glaubwürdig zu machen. Die Freiamter schauten verwundert auf nach den zwei „Grinden“, und nach vielen Jahren noch, als sie die Predigt längst vergessen, dachten sie noch an die zwei „Grinde“.

Bei diesem Anlaß lud Pfarrer Stocker den Ehrenprediger ein, in Begleit mit dem nunmehrigen Domherrn Stocker nach Solothurn zum hochw. Bischof zu gehen. Gisler zeigte Neigung zum vorgeschlagenen Ausflug; allein für so weit habe er sich mit Finanzen nicht versehen. Freund Stocker aber beruhigte: so stark werde hoffentlich das Predigthonorar sein, daß es für diesen Abstecher reiche. Im „Rothem Thurm“ zu Solothurn fragte nun die Wirthin: „was befehlen die Herren?“ Im ersten Augenblick wollte keiner reden. Da sagte Stocker zu Gisler gewendet: „nun, Herr Dekan, befehlen Sie!“ Ohne Widerrede nahm Pfarrhelfer Gisler das Wort, und so kam es, daß ihn die beiden Stocker auf der ganzen Reise als Dekan behandelten. In Luzern angekommen aber sagte er: jetzt soll der Spaß aufhören; es sind immer etwa Urner in Luzern, und die würden sonderbare Gesichter machen, wenn der Pfarrhelfer von Schattdorf in der Fremde als Dekan reiste.

In Schattdorf zeigte es sich, daß Gisler zu Korpulenz neigte. Er wollte dem vorbeugen und glaubte es am besten zu thun, wenn er sich recht tüchtig Bewegung verschaffe. Neben den vielen Gängen, die er als vielbegehrter Helfer am Krankenbette kraft

seines Amtes zu verrichten hatte, griff er nebenbei noch oft zur Flinte, um als Jäger die Schattdorfer Berge und die Hänge von Gampeln zu durchstreifen. Er war ein ziemlich harmloser Nimrod, der die Eichhörnchen weder ausrottete noch in besondern Schrecken setzte; aber die Korpulenz wich ebenfalls nicht, im Gegentheil, bei der gesunden Leibesübung kam sie erst recht zum Durchbruch.

Eine lebhaftere Abwechslung für den Pfarrhelfer von Schattdorf war es, da er 1859 als Feldgeistlicher mit dem Urner-Kontingente an die Grenze ziehen mußte. Der italienisch-österreichische Krieg war nämlich ausgebrochen und die Grenze des Tessin bedroht. Zu blutigen Zwischenfällen kam es auf diesem Welschland-Zuge nicht, wohl aber zu kleinen Abenteuern, von denen der Selige später noch hie und da erzählte. Auch trat er auf diesem Zuge einigen Urner-Offizieren näher, namentlich dem Kommandanten (späteren Oberst und Landammann) Arnold; beide blieben einander in der Folgezeit freundschaftlich zugethan.

Behn Jahre hatte er in Schattdorf als allbeliebtester Pfarrhelfer gewirkt; da warf die Pfarrei Bürglen ein Auge auf ihn. Am 15. August 1861 war dort der bischöfliche Kommissar und Pfarrer J. J. Gisler gestorben. Einundvierzig Jahre war er Pfarrer dieser Gemeinde gewesen, ein Mann von eiserner Willenskraft, der mit fester Hand nicht nur

seine Pfarrei leitete, sondern weit über deren Grenzen hinaus im Kanton manchmal bestimmenden Einfluß ausübte. Um das Wohl der Gemeinde bis an's Ende besorgt, berief er einige Tage vor seinem Tode den damaligen Gemeindepräsidenten, Hrn. Rathsherr Kempf, zu sich und eröffnete ihm fast mit letzter Anstrengung, wie sehr es ihm daran gelegen sei, daß Bürglen wieder einen guten Pfarrer erhalte, und nannte ihm drei Priester, die er für diesen Posten als geeignet erachte. Zwei der Vorgeschlagenen lehnten eine Wahl sofort und entschieden ab und thaten zugleich alle Schritte, sowohl in der Gemeinde Bürglen, als auch beim hochw. Bischof, um die einstimmige Wahl Gislers zu sichern. Denn obschon man dem hochw. Hrn. Pfarrhelfer von Schattdorf von der ganzen Sache nichts verlauten ließ, so hatten die Bürgler doch soviel Selbstgefühl, daß sie sicher darauf rechneten, Gisler werde annehmen, sobald die Pfarrwahl einstimmig auf ihn falle.

Und jubelnd und einstimmig fiel sie auf ihn. Am 1. Sonntag im September 1861 wurde er von der Pfarrgemeinde Bürglen als Pfarrer präsentirt. Dadurch legten sich die Bürgler bei den Schattdorfern keinen Stein in's Brett; diese Gemeinde empfand wahre Trauer über den drohenden Verlust. Die würdevolle Freundlichkeit des Pfarrhelfers im Umgange mit Kindern und Erwachsenen, sein hervorragendes Lehrgeschick, das in der Schule bei be-

beschränkter Zeit und beschränkten Mitteln bei Vielen erstaunlich günstige Resultate erzielte, sein ausgezeichnetes Wirken in der Kirche und am Krankenbette hatten ihm Aller Herzen gewonnen. Man machte Bemühungen, ihn festzuhalten; aber diese Bemühungen erlahmten, als schließlich Jemand die bezeichnende Bemerkung machte: Gisler sei eben doch ein allzu „pfarrgemäßer“ Herr.

Gisler schied von Schattdorf, hat aber dieser Gemeinde stets ein freundliches Andenken bewahrt und sprach nicht selten von seiner dortigen Thätigkeit. Und auch die Schattdorfer vergaßen ihn nicht; das zeigten sie namentlich bei seinem Kommissariats-Jubiläum, sowie bei seinem Begräbniß.

Am 1. Oktober zog er in Bürglen ein. Die Schuljugend holte den neuen Seelenhirten bei des Franz Planzers ab. Dies, sowie der einfache, herzliche Willkomm, den ihm Behörden und Geistlichkeit der Gemeinde boten, machte sichtlichen Eindruck auf ihn. In den Pfarrhof eingetreten, stellte Gisler seinen Stuhl in die Ecke der Pfarrstube mit den Worten: *hic requies mea, hic habitabo*: hier will ich zur ewigen Ruhe eingehen. Er hat Wort gehalten.

5.

**Pfarrer in Bürglen. Seine hochwürdigsten  
Hh. Mitbrüder. Restauration der Kirche.**

---

Ein altes Mütterchen in einer Berggemeinde wurde einst gefragt: „Wie gefällt Euch der neue Herr Kaplan?“ — „Ganz gut,“ war die Antwort; „er ist ein gescheidter, schöner Herr, aber einen Fehler hat er: er wüthet nicht gegen Sünd und Laster.“

Das „Wüthen“ gehörte auch nicht zur Pastorations-Methode des neuen Pfarrherrn von Bürglen. Am Rosenkranz-Sonntag hielt der neue Pfarrer in Bürglen seine erste Predigt; diese machte auf seine Zuhörer einen ausgezeichneten Eindruck. Aber in seinem sonstigen Wirken wollten einige einen bedeutenden Unterschied zu seinem Vorgänger wahrnehmen. Dieser hatte ein strammes, oft etwas rauhes Regiment geführt, und daran war man gewöhnt. Der ruhigere Nachfolger, der in der ersten Zeit mehr den stillen Beobachter spielte, war daher Manchen zu milde. Einige eifrige Seelen glaubten fürchten zu müssen, es werde nun pastorirt nach dem Grundsatz:

Alles gehen lassen; ja, einige Aengstliche stellten sich die Frage, ob der neue Pfarrer nicht etwas liberal sei. Für diesen Verdacht hatte sich kein geringer Anhaltspunkt ergeben: der neue Pfarrer trug lange Hosen! Das war in vielen Augen unverzeihlich; erzählte man sich doch, wenn die Geistlichen anfangen, lange Beinkleider zu tragen, so komme der Antichrist. — Indessen kam der Antichrist für Bürglen nicht, wohl aber eine Reihe der besten Maßregeln für die Gemeinde.

Erstens arbeitete er mit Eifer an der Hebung des Primarschulwesens. Auf diesem Gebiete hatte er sich reiche praktische Kenntnisse erworben durch sein Wirken als Schulherr von Schattdorf, sowie in der Stellung eines Schulinspektors. Im Jahre 1863 wurde er nämlich neben Pfarrer Furrer von Seelisberg als zweiter Schulinspektor gewählt, und von 1865—1868 bekleidete er dieses Amt neben zwei andern Herren. Die Schulverhältnisse in Bürglen sind bekanntlich ungünstige. Wohl ein Drittel der Kinder wohnt eine Stunde vom Schulhaus; viele haben einen Weg von  $1\frac{1}{2}$ —2 Stunden und darüber. Es ist daher begreiflich, daß bei manchen Bürglern die Schulfreundlichkeit nur eine mäßig große ist. Der Verstorbene trug diesen Umständen billige Rücksicht, doch drang er mit Nachdruck darauf, die Zahl der unentschuldigten Absenzen herabzumindern. Zugleich suchte er die Lehrschwestern von Menzingen

an die Schule von Bürglen zu bringen und die Lehrkräfte von drei auf fünf zu vermehren. Auch setzte er die Schullokale in bessern Stand, erstellte eine Volksbibliothek und ließ kein Mittel unversucht, um Schulfreundlichkeit zu wecken. Diese Bestrebungen brachten ihm zwar nicht immer Rosen; beinahe so lange er Pfarrer war, war er auch Schulrathspräsident und hatte in dieser Eigenschaft nicht selten bittere Anstände, wenn es galt, Strafen auszufällen über säumige Eltern oder gröbere Vergehen gegen die Schuldisziplin zu ahnden. — Durch eine Reihe von Jahren wurde er auf dem Gebiete der Schule wirksam unterstützt von seinen hochwürdigen Amtsbrüdern, namentlich Kaplan Andreas Huser sel., der mit gutem Geschick und großem Eifer in den Oberklassen unterrichtete. Gar viele Bürgler erinnern sich noch dankbarst dieses ehrwürdigen Herrn, der vielleicht nicht immer nach den neuesten Methoden unterrichtete, es aber ausgezeichnet verstand, zu erziehen, Talente zu wecken und verhältnißmäßig schöne Ergebnisse zu erzielen.

Auf dem Gebiete der Armenpflege hatte der selige Herr Kommissar einen ganz vorzüglichen Gehilfen an Kaplan Nicolaus Zwyszig sel. Mit der Armenpflege von Bürglen war dieser hochwürdige Herr wie verwachsen, sparte für dieselbe weder Mühe noch Gänge, brachte ihr Vermögen auf eine ganz beträchtliche Höhe und erwarb sich hohe Verdienste auf diesem wichtigen, heiklen und oft undankbaren Gebiet.

Pfarrhelfer Jos. Maria Arnold sel. war besonders thätig im Krankendienst, sowie in der Katechese. Er hat so lange und so einflussreich mit Kommissar Gisler sel. zusammengearbeitet, daß wir nicht umhin können, ein kleines Lebensbild von ihm hier einzuflechten, indem wir einem Nekrologe des „Urner Wochenblatt“ folgen (4. Dez. 1897). Pfarrhelfer Arnold war geboren 1807 und starb 1897. Seine Eltern waren achtbare, habliche Bauersleute; aber das Hirtenleben wollte dem kleinen Joseph Maria nicht recht behagen; er fühlte den Beruf zum Seelenhirten. Täglich machte er den weiten Weg zu hochw. Hrn. Kommissar Gisler — dem ältern —, um mensa, mensae zu erlernen. Später besuchte Arnold die Kantonschule in Altdorf, sodann die Schule in Solothurn. Idyllische Zeiten! Das Ränzlein auf dem Rücken, zu Fuß aus den Bürgler Bergen nach Solothurn, die Wege voll fahrender Schüler. Um das Budget seines Vaters nicht zu überlasten, ertheilte Arnold nebenbei Privatunterricht in der Patrizierfamilie der Herren von Süry. 1833 zum Priester geweiht, blieb er fortan in seiner Vatergemeinde, zuerst als Kaplan von Loreto, dann als Kaplan vom Niederthal und zuletzt als Pfarrhelfer. Weiter wollte er nicht. Vor der Pfarrwürde und -Bürde hatte er Respekt; er sagte: lieber unschuldig in's Polis.

In die ersten Jahre seines Priesterlebens fiel die aufgeregte Zeit des Sonderbundes. Als Feldpater

zog Arnold mit auf den St. Gotthard. Die Disziplin unter den Soldaten muß nicht gerade musterhaft gewesen sein. Oberhalb Hospenthal hielt eine Schaar Kriegsrath, und die allgemeine Stimmung war: Wir gehen nicht weiter. Aber der Feldpater gieng weiter: „Ich habe Ordre auf den St. Gotthard.“ Einige Bürgler hatten ihren Helfer verstanden; sie folgten und zuletzt blieb kein Bein zurück. Auf dem St. Gotthard mußte der Pfarrhelfer im Freien Gottesdienst halten. Noch jetzt wird von alten Soldaten das Kuriosum erzählt, die Kerzen hätten bei der hl. Messe, trotz heftigem Winde, nicht einmal geflackert. Später, als der Sonderbund niedergeworfen, waren eidgenössische Truppen auch in Bürglen stationirt. Da wäre es dem Pfarrhelfer bald schlimm ergangen. Wie gewohnt, gieng er bald da, bald dorthin zu seinen lieben Kranken. Das erregte Verdacht: eine Verschwörung, ein Aufwiegler! Durch Aufklärung konnte Schlimmeres noch rechtzeitig verhütet werden.

Von da an verlief sein Leben in ruhigeren Bahnen, ausgenommen etwa ein Donnerwetter, das dann und wann mit elementarer Kraft losbrach, wenn ein lederner Bub den „Kanisi“ nicht wußte. Das Wohl der Gemeinde lag dem Berewigten so nahe am Herzen, daß der sonst stille und bescheidene Mann zeitweilig Feuer und Flamme war. Dabei war er in hohem Maße fromm und weilte oft Nachts in der

Kirche; in der Bescheidenheit ging er soweit, daß er nie eine Ehrenpredigt außerhalb der Gemeinde angenommen. Bürglen war seine Welt, die er gründlich erforschte bis in ihre äußersten Winkel; keine Hütte, kein Haus, wo er nicht gewesen. — Selten genoß er Fleisch, geistige Getränke sein Lebtag nie. Trotz ärmlichem Gehalt that er viel Gutes. Er studierte und las viel, mit Vorliebe über die katholischen Missionen; denn in seiner Jugend hatte er selber Neigung zum Missionsberuf gehabt. Da ihn aber Gott einen andern Weg geführt, so suchte er wenigstens durch Gebet und Gaben die Missionen zu unterstützen. Die allgemeine Lage der katholischen Kirche interessirte ihn so lebhaft, daß beim Eintreffen freudiger Nachrichten der gute Herr in die Hände klatschte wie ein Kind; liesen traurige Nachrichten ein, so war er niedergeschlagen, oft Tage lang.

Herr Arnold hätte das goldene Priester-Jubiläum feiern können; die Gemeinde Bürglen hätte gewiß Alles aufgeboten, um ein gehöriges Fest zu veranstalten. Allein der Pfarrhelfer verbat sich alles kategorisch. An seinem Ehrentage zog er mutterseelenallein in's Niederthal und hat bei der Schmerzensmutter ganz still die Jubelmesse gelesen.

Bis in sein hohes Alter war er ungewöhnlich rüstig und gesund. Aber schließlich wollten ihn die Füße nicht mehr tragen. Trotzdem ließ er sich fast nie abhalten, die hl. Messe zu lesen. Tags über

saß er im Winkel seines Stübchens und betete den Rosenkranz; dann und wann mußte ein Konfrater kommen und ihm das „Vaterland“ vorlesen. Geistig blieb er frisch bis an's Ende und kümmerte sich um alles, was in der Gemeinde vorgieng.

An Allerseelen las er zum letzten Mal die hl. Messe und in der Nacht vom 26. auf den 27. November entschlief er in seligem Tode. Sein Begräbniß gestaltete sich weisevoll wie ein Festtagsmorgen. Hatten die Bürgler ihren lieben Helfer verloren, so waren sie sicher, nun einen neuen Fürsprecher im Himmel zu haben. Der hochwürdige Herr Kommissar hielt ihm eine tiefempfundene Leichenrede.

Mit diesen drei hochwürdigen Herren, sowie auch mit den andern, noch lebenden Kaplänen unterhielt der hochwürdige Kommissar das schönste Verhältniß. Beinahe täglich traf man sich im Pfarrhof, um die Lage und Bedürfnisse der Pfarrei zu besprechen und Pläne zu fassen. Dieses musterhaft einträchtige Wirken übte auf die ganze Pastoration den segensreichsten Einfluß.

Eine bedeutsame Thätigkeit entfaltete der hochwürdige Herr auch in der Restauration der gottesdienstlichen Gebäude. Er hat die Renovirung der Wallfahrtskapelle im Niederthal vorbereitet, diejenige von Loreto im Verein mit dem hochw. Hrn. Kaplan Lorez, nunmehrigem Pfarrer, durchgeführt. Namentlich aber verdient die Restauration der Pfarrkirche

Erwähnung. Die Pfarrkirche, wie sie jetzt steht, wurde am Ende des 17. Jahrhunderts erbaut unter Joh. Jak. Scholar, damaligem Pfarrer von Bürglen. Sie ist in kleinem Maßstabe eine Nachahmung der St. Peterskirche in Rom; selbst Kuppel und Konfession fehlten nicht. (Die Konfession am Seelaltar ist jetzt entfernt.) Scholar war offenbar ein tüchtiger Baumeister, der auch den Plan der Klosterkirche in Seedorf entworfen, die mit derjenigen zu Bürglen unter die architektonisch schönsten Landkirchen zählt, die man in weiter Runde finden kann. — Die Restauration war ein wichtiges Werk; sie erforderte tüchtig Geld und tüchtige Kräfte. Beides fand sich. Die Gemeinde war für die Idee eingenommen und spendete soviel, daß außerhalb beinahe nirgends angeklopft wurde. Die Leitung der Arbeit aber anvertraute man Hrn. Architekt Suter von Luzern. Im Sommer 1870 wurden die Arbeiten in Angriff genommen und verhältnißmäßig rasch vollendet, — glücklich vollendet, nach allgemeinem Urtheil. Wenn anfänglich sich einige Stimmen gegen die Restauration überhaupt erhoben, so kamen diese zum Schweigen, nachdem das Werk gelungen und Alles Freude hatte.

Eifrig war der Verstorbene auch bestrebt, den Kirchenschmuck zu heben und zu mehren. Ohne die Gemeinde zu belasten, wußte er jährlich bedeutende Summen flüssig zu machen für Anschaffung von Kirchenparamenten und heiligen Geräthen, so daß

nunmehr die Kirche von Bürglen einen so reichen Bestand aufweist, wie selten eine andere Landkirche.

Nicht nur für die Restauration und materielle Ausstattung der Pfarrkirche war der Selige besorgt; er that auch sein Möglichstes zur geistigen Erfrischung seiner Pfarrei. Mehrere Male ließ er geistliche Volksmissionen abhalten, so im Jahre 1866, wo namentlich die Vorträge des P. Hund tiefen Eindruck machten; ferner im Jahre 1886, sowie 1897. Man hat die Missionen schon oft einem Strohfeuer verglichen, das rasch aufflamme und nicht dauere. Aber schließlich ist ein Strohfeuer besser als gar kein Feuer, und es wird sich nicht bestreiten lassen, daß für die religiöse Wiedergeburt und Stärkung einer Gemeinde die Volksmissionen immer ein hervorragendes Mittel sind. Auch Kommissar Gisler konnte da recht erfreuliche Wahrnehmungen machen. Auch unter seiner Pastoration hat Bürglen den Ruf einer religiös kernhaften Gemeinde bewahrt; die Berufe zum geistlichen Stande und zum Kloster waren nicht selten; wir erinnern an folgende: Pfarrer Anton Denier, Attinghausen; Pfarrer Anton Dittli, Flüelen; Pfarrer Alois Herger, Wald; Pfarrer Ambros Baumann, Iberg; Professor Anton Gisler, Chur; P. Meinrad Epp, Nord-Amerika; P. Bernhard Arnold, Nord-Amerika; Jos. Mar. Gisler, Neupriester; Frater Paul Stadler, Einsiedeln; Frater Nicolaus Aschwanden, Delenberg; Schwester M. Josepha Gisler, Ober-

Hl.-Kreuz; Schw. M. Benedicta Gisler, Au; Schw. M. Aloisia Schillig, Au; Schw. M. Antonia Planzer, Priorin, Seedorf; Schw. M. Salvatora Ettlin, Novizenmeisterin, Jegenbohl; Schw. M. Jean de S. Luc Arnold, Paris; Schw. M. Alix de S. Bernard Gisler, Madagascar; Schw. M. Arsène de Jésus Riedi, Paris; Schw. M. Rosalie du S. Cœur Arnold, Thiais; Schw. M. Urbain Arnold, Paris; Schw. M. Hyacintha Arnold, Lang; Schw. M. Gratia Baumann, Wurmsbach.

6.

**Sein Wandel. Sein Wirken in der Schule  
und auf der Kanzel. Sein Verhältniß  
zur Gemeinde.**

---

Wir dürfen mit voller Wahrheit sagen: das Priesterleben des hochw. Hrn. Kommissar hinterläßt einen ungetrübten Widerschein.

Was ist der Priester? Diener ist er und Hüter jenes Zelttes, das der Heiland mit blutiger Hand errichtet, eines Zelttes, in dessen Schatten alle geladen sind bis an's Ende der Zeiten. Als Waffe gibt der Heiland seinen Dienern einzig das Wort seiner Lehre, das freilich scharf ist wie ein zweischneidig Schwert und unbefleglich. Er sendet sie wie Schafe unter die Wölfe. Und so lange der Priester die Tugenden des Lammes behält, wird er sicher sein und herrschen selbst unter Wölfen: zerrissen aber würde er vom Augenblicke, da er die Art eines Wolfes annehmen sollte. Vom Priester erwartet das Volk mit Recht das gute Beispiel. Wer sagt und nicht selber thut, der gleicht der Glocke, die zur Kirche ladet,

der gleicht dem Wegweiser, der den rechten Weg anzeigt, sich selbst aber nicht vom Platze rührt. Nicht umsonst schreibt der hl. Paulus einem Priester: „Gib in allem ein gutes Beispiel, damit dein Gegner Achtung vor dir habe und dir nichts vorwerfen könne“ (2 Tim. 1, 7. 8.). Und wohlbekannt ist der Spruch: omne malum ex clero, — d. h. wenn irgendwo das sittlich-religiöse Leben abwärts geht, so müssen die Geistlichen meist bekennen: wir selbst sind Schuld daran.

Die ganze Gemeinde Bürglen, alle, die ihn kannten, werden dem Verstorbenen das Zeugniß geben, daß er als Priester, als Pfarrer für das Gute geeifert, gegen das Böse gestritten, daß er das Beispiel reinsten Amtes- und Lebensführung hinterläßt.

Sollen wir schildern, wie er als Pfarrer gewirkt?

Das schönste Vorbild für das Wirken eines Seelenhirten ist Gott selbst in seiner Weltregierung. Von der göttlichen Weisheit aber heißt es (Weish. 8, 1): „Sie wirkt von einem Ende zum andern mächtig fort und ordnet alles milde.“ Ganz unparteiisch läßt Gott seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, Arme und Reiche, er läßt regnen über den Acker des Gerechten und des Sünders, und wird er beleidigt, so sendet er nicht sofort die Blitze seiner Strafe. Ja, so unparteiisch ist Gottes Vorsehung, daß man hie und da meint, es entgehe ihr Manches, — und doch ist sie immer thätig nach einem Plane voll ewi-

ger Weisheit, voll majestätischer Ruhe, voll durchdringender Kraft: sie wirkt von einem Ende zum andern mit Kraft und ordnet alles milde.

Kräftig und milde, — so pastorierte der Verstorbene.

Das fühlten wir bereits als Kinder in der Primarschule. Höchst selten mußte er strafend eingreifen, — und doch blickten wir zu ihm auf mit tiefer Ehrfurcht und Achtung — in der Katechese und wo immer er mit uns zusammentraf. — Kräftig und milde — so war er gegen die einzelnen Gemeindeglieder. Wenn er da und dort Jemand wehe thun mußte, so war er ungemein maßvoll im Urtheil, er verzieh rasch, nichts trug er nach.

Stark und milde — so war er gegen die Gemeinde als solche. Wohl wissend, wie schädlich, wie unchristlich in einer Gemeinde die Spaltungen, die Quertreibereien sind, wenn der Seelsorger gegen die Pfarrkinder und die Pfarrkinder gegen den Seelsorger sind, setzte er sich als ein Hauptziel den Gemeindefrieden. Wenn dann in Bürglen in der That unter der Geistlichkeit, sowie zwischen Geistlichen und Volk das beste Einvernehmen herrschte, so ist das nicht zum kleinsten Theile dem hochw. Hrn. Kommissar zu verdanken. Die ganze Gemeinde hat er geliebt und die ganze Gemeinde liebte ihn. Sie fühlte sich geehrt durch einen solchen Pfarrer. Er war eine Stierde des Altars und der Kanzel. Er war ein Mann des Respektes und hatte in seinem

Charakter etwas Regimentsfähiges. Auf den ersten Blick konnte er gemessen scheinen: aber er war nicht kleinlich, und wer ihm näher trat, merkte bald, welches reiches Gemüth in dieser Seele strömte und welche edle, warme Gedanken in dieser Ruhe des Temperamentes schlummerten.

Nicht leicht mischte sich der hochw. Hr. Kommissar in Sachen der Gemeinde. Aber wenn er auf das Gemeindehaus gieng, so war er eines freundlichen Empfanges und des Erfolges sicher. Es gereicht der Gemeinde Bürglen zur Ehre, daß sie es nie darauf abgesehen, Konflikte mit ihren Geistlichen vom Zaune zu brechen: gegenseitig gab man sich vor und nach wie in einer Familie.

Als geistlicher Hausvater mußte er manchmal ein ernstes Wort zur Gemeinde sprechen: er rügte Mißstände und wies energisch hin auf Gefahren, die dem geistlichen und zeitlichen Wohl der Gemeinde drohten. Was die Art seiner Predigt betrifft, so mochte man ihm bisweilen, wenigstens später, auf der Kanzel mehr Lebenswärme und Lebhaftigkeit wünschen: aber er imponirte immer, zog an und machte Eindruck. Wenn aber der Affekt, die Wärme über ihn kam, so sprach er harmonisch, edel, ergreifend und hinreißend. Als Pfarrhelfer von Schattendorf hielt er einst eine Predigt über die Schlüsselgewalt, da Einige unerlaubter Weise am Sonntag geseuet hatten. Nachher sagte ein etwas freisinnig

angehauchter Vorsteher, der mit dabei gewesen: „Einmal, aber nicht mehr!“ Wir erinnern uns auch ganz gut, wie die ganze Gemeinde Bürglen oft, namentlich bei seinen Neujahrspredigten, unter dem Banne seiner Worte stand und an seinem Munde hieng. — Mit dem Predigen nahm er es nicht leicht: bis in seine letzten Jahre schrieb er alle seine Vorträge mit großer Sorgfalt nieder: im Alter war ihm aber leider das Gedächtniß nicht immer treu.

Wir können uns nicht versagen, hier eine Predigt abzudrucken, die der Selige im Jahre 1876, am Markustage, in der Jagdmatt gehalten.

\* \* \*

Die Sünde macht die Völker elend.  
Prov. 14, 31.

In den sog. großen Litaneien, welche bei den Prozessionen gebetet oder gesungen werden, legt die Kirche die verschiedenen leiblichen und geistigen Bedürfnisse des Volkes dem lieben Gott vor. Sie bittet um leiblichen und geistlichen Segen, um Bewahrung vor zeitlichem und ewigem Unglück. —

Wir beten so, weil wir glauben, daß an Gottes Segen alles gelegen: weil wir glauben, daß Wohl und Wehe, Glück und Unglück in Gottes Hand liegen: weil wir glauben, daß die Wächter umsonst wachen, wenn der Herr die Stadt nicht bewacht,

und daß die Bauleute vergeblich arbeiten, wo der Herr das Haus nicht baut.

Wenn wir auch an diesem Glauben unentwegt festhalten und darum jede gute Gabe allein von Oben, vom Vater des Lichtes, erwarten, so sind wir gleichwohl weit entfernt, zu glauben, daß wir selbst nichts zu unserem Glück oder Unglück beitragen können. So gewiß es ist, daß wir unser Glück nicht machen können ohne Gott, ebenso gewiß ist es, daß Gott uns nicht glücklich machen will ohne unser Mitwirken. „Ich habe vor dich hingelegt Leben oder Tod; du kannst wählen.“ So sprach einst der Herr durch Moses zum Volke Israel. Und das gilt heute noch wie damals. In Gottes Hand liegt Glück oder Unglück; aber er läßt uns die Wahl; d. h. er theilt uns Glück oder Unglück zu je nach unserem Thun und Lassen, worin er uns die Freiheit gelassen hat. Insofern ist das Sprichwort wahr: „Jeder Mensch — und auch jedes Volk — ist seines eigenen Glückes Schmied.“

Hier gilt nun aber in alle Ewigkeit das Wort der Schrift: „Die Gerechtigkeit erhöht ein Volk; die Sünde aber macht die Völker elend.“ Willt das aber von der Sünde überhaupt, daß sie die Menschen — Einzelne und Völker — unglücklich macht, so gilt es doch nicht im gleichen Maße von allen Sünden. Es gibt gewisse Sünden, welche mehr als andere einzelne Menschen wie ganze Völker-

schaften namenlos elend machen. Eine solche Sünde ist die Trunksucht. — Es ist mir aufrichtig leid, meine verehrtesten Zuhörer, bei diesem Anlasse sprechen zu müssen von diesem opprobrium generis humani — von dieser „Schmach des menschlichen Geschlechtes“, wie einer der größten Redner des christlichen Alterthums — der hl. Johannes Chrysostomus — die Trunksucht genannt hat. Ich will daher zum Voraus euer Ehre gewahrt haben und mich des Bestimmtesten erklären, daß ich unter meinen Zuhörern keine Trunkenbolde vermuthe. Ich weiß sehr wohl, daß diese gewöhnlich nicht bei kirchlichen Prozessionen und bei religiösen Versammlungen zu finden sind. Aber gerade der Umstand, daß ich eine schöne Zahl ehrenwerther, wohlbedenkender, christlich gesinnter Landeseinwohner vor mir habe, bestimmt mich, an dieser Stelle ein ernstes Wort über die Trunksucht zu sprechen. Meine Absicht hiebei ist, das Uebel aufzudecken, vor demselben zu warnen und demselben zu wehren.

Ich hoffe auf die Bereitwilligkeit euerer Herzen und den Beistand der göttlichen Gnade und beginne im Namen Jesu und Maria's.

\* \* \*

1. Ist denn auch Grund vorhanden, gegen die Trunksucht zu predigen? Ist dieselbe wirklich ziemlich verbreitet im Lande?

Liebe Zuhörer, wenn ich diese Frage bejahe, so muß ich wahrlich nicht befürchten, daß ihr mir nicht beistimmt. Leider handelt es sich da nicht um eine Thatsache, für deren Bestand die Beweise erst mit Mühe aufgeführt werden müssen; nein, sie liegt nur allzu offen am Tage: sie steht mit erschreckender Handgreiflichkeit vor den Augen Aller, welche sehen wollen. —

Und zwar handelt es sich nicht bloß etwa um ein vereinzeltes Auftreten der Trunkenheit; das wäre ja nichts Besonderes; das ist mehr oder weniger zu allen Zeiten vorgekommen. — Es handelt sich da um Etwas, was unsere deutsche Sprache mit dem Ausdrucke „Sucht“ bezeichnet, worunter stets ein gejährliches, um sich fressendes Uebel verstanden wird. — Die Trunkenheit ist heute nicht mehr eine sporadisch, d. h. nur hier und da auftretende moralische Krankheitserscheinung, sondern sie hat den Charakter einer Epidemie angenommen, sie ist zu einer verheerenden moralischen Seuche geworden. Es sind davon ergriffen nicht nur einzelne Individuen, sondern ganze Gesellschaftskreise, zahlreiche Familien in allen Theilen des Landes. —

Man könnte die schreckenerregende Zunahme der Trunksucht schlagend mit Zahlen beweisen. Man brauchte nur die Ohmgeldtabellen zur Hand zu nehmen, woraus sich unzweifelhaft ergäbe, daß der Verbrauch geistiger Getränke überhaupt im Lande in

kurzen Jahren sich nicht nur verdoppelt, sondern verdreifacht hat und von Jahr zu Jahr in einer wahrhaft befremdenden Weise sich noch steigert. Dabei würde sich überdies ergeben, daß der Verbrauch des verderblichsten aller Getränke — des Schnapses — im Verhältniß bei weitem die höchste Vermehrungsziffer aufweist. — Und wenn Jemand sich die Mühe nehmen wollte, nur je an seinem Heimathorte die Schankhäuser, die Kneipen und Schnapsbuden zu zählen, welche nur innerhalb einem Jahrzehnt angekommen sind, so wird er leicht finden, daß dieselben nicht etwa nur sich verdoppelt oder verdreifacht haben. — Und doch hat sich die Bevölkerung weder verdoppelt noch verdreifacht, sondern höchstens um ein paar tausend Seelen im ganzen Lande zugenommen. —

Man bringt zur Entschuldigung dieser enormen Verbrauchszunahme den Umstand vor, daß sich viele Fremde im Lande aufhalten. Ich will diese Entschuldigung gern gelten lassen, so viel sie nur immer gelten mag. Aber, meine verehrten Zuhörer, wir wollen uns doch nicht selbst täuschen und dazu noch die Ungerechtigkeit begehen, daß wir diese kaum 2000 Fremden, worunter ein großer Theil gewiß auch recht nüchterne und genügsame Menschen sind — zu Sündern und böckeln unseres eigenen Volkes machen. — Oder kommen denn jene Anlässe, wo die Trunksucht ihre scheußlichen Orgien feiert, nur bei Fremden vor?

Sind, die, welche halb oder ganz besoffen von Aneipe zu Aneipe taumeln, nur Fremde? Sind jene bejammernswerthen Geschöpfe, jene bleichen, abgezehrten, skrophulösen Kinder, die das Gepräge ihrer verhoffenen Eltern wie ein Rainszeichen an sich tragen, nur Kinder von Fremden?

Nein, machen wir uns keine Illusionen! Das Uebel ist wirklich vorhanden.

2. Und was für ein Uebel? Ein Uebel, meine Geliebten, das mehr als jedes andere die Menschen — Einzelne und ganze Gemeinwesen — elend macht. — Oder warnt etwa der Geist des Herrn in der hl. Schrift umsonst mit so drohenden Worten vor diesem Uebel? — Ruft er umsonst durch den Propheten Isaias: „Wehe euch, die ihr des Morgens aufsteht, um euch dem Rausche zu ergeben? . . . Es wird die Hölle aufsperrn ihren Schlund und aufthun ihren Rachen ohne Maaß, daß hinunterfahren des Volkes Vorsteher und sein Volk“?

Warnt er umsonst in den Sprüchen des weisen Mannes Prov. 23, 30 x.: „Sei nicht bei den Gelagen der Trinker; denn die sich dem Trunk ergeben, zehren aus und ihr Lager wird mit Lumpen bedeckt sein“? d. h. wohl: sie verarmen und verkommen elend.

— Fragt er umsonst am gleichen Orte: „Wer hat Weh? Wessen Vater hat Weh? Wer hat Zank? Wer hat Wunden ohne Ursache? Wer fällt in die Grube? Wer hat trübe Augen? Sind's nicht die,

welche dem Trunke sich ergeben und Helden sind im Saufen?“ — Und schreibt etwa der Weltapostel im 1. Cor. umsonst mit so furchtbarer Bestimmtheit: „Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht besitzen“? —

Beforget nicht, liebe Zuhörer, daß ich es unternehmen werde, die Folgen der Trunksucht eingehender zu schildern und ein Bild jener gräßlichen Verwüstungen vor euern Augen aufzurollen, welche dieselbe an Leib und Leben, an Gesundheit und Ehre, an Tugend und Seligkeit ihrer unglückseligen Opfer anrichtet. — — Es pflegten zwar die alten Spartaner ihren Kindern besoffene Sklaven in ihrem wüsten Gebahren zu zeigen, um denselben einen recht tiefen, bleibenden Abscheu vor der Trunkenheit einzulösen. So könnte auch ich das häßliche Bild der Trunkenheit zur heilsamen Abschreckung euch vorzeichnen. — Allein ich kann euch das selbst überlassen; leider gibt es nur zuviel Gelegenheit, dieses scheußliche Bild im Original selbst anzusehen. Es gibt der Sklaven nur zu viele, welche sich von dem selbstgeschaffenen Teufel der Trunksucht in einem bodenlosen Abgrund von Entehrung, Schmach und Elend herumzerren lassen. —

Die Trunksucht ist ein Verbrechen wider die physische und geistige Menschennatur, und darum rächt sich auch die ganze Menschennatur an dem, welcher das Verbrechen an ihr begeht. — In der That,

nennt mir ein Gut des Menschen, sei es leiblicher, geistiger oder moralischer Natur, welches dieje unselige Leidenschaft verschonte, von welchem sie etwas anderes übrig ließe, als eine schreckliche Ruine! Oder in Wahrheit: bietet nicht der dem Trunk ergebene Mensch nach allen Seiten das Bild einer schauerlichen Menschenruine? Ist nicht die leibliche Gesundheit ruinirt? Sind nicht die Geisteskräfte ruinirt? Ist nicht der irdische Wohlstand ruinirt? Ist nicht die Ehre ruinirt? Ist nicht der religiöse und moralische Sinn ruinirt? — Ist endlich nicht die ganze irdische und ewige Bestimmung des Menschen ruinirt? — Was gibt es denn noch für ein menschenwürdiges Gut, wenn die Gesundheit, die Geisteskräfte, das Vermögen, die Ehre, die Religion, die Moral und die ewige Seligkeit verloren sind? Was ist denn das für ein Dasein, welches in leiblichem, geistigem und moralischem Siechthum dahinschwindet? Was ist der Mensch noch, wenn er an Leib und Seele zerrüttet — wenn er brodlos, ehrlos, gottlos geworden ist?

Und wenn der Säufer nur noch sich selbst ruinirt; aber er frevelt auch an der ganzen Gesellschaft. Oder: was will die menschliche Gesellschaft solche Glieder brauchen? Was sind sie für die Familie, für die Gemeinde, für das Land? Sind sie nicht wie ein fressendes Geschwür am Leibe der Gesellschaft, welches allmählig auch diese zerfressen und

auflösen muß, wenn seinem Fortschreiten nicht Einhalt gethan wird? Was sind das für Familienväter, für Familiennütter, welche dem Trunke — und namentlich dem unseligen Schnapsgenuß verfallen sind? Was für eine Generation wird auf solchem Boden wachsen? Was hat die Gemeinde, was der Staat, was die Kirche von solchem Nachwuchs zu erwarten? — Ich will nur gefragt haben: die Antwort findet ihr selbst. Sie läßt sich zusammenfassen in das Wort der Schrift: Peccatum autem miseros facit populos! „Die Sünde aber macht die Völker elend!“ —

Also es steht fest: das Uebel ist da, und es ist ein Uebel von den unseligsten Wirkungen und Folgen.

3. Was also thun? Unthätig zusehen? Jammern und klagen über schlechte Zeiten? Nein, wir sollen dem Uebel möglichst vorbeugen und dasselbe muthig bekämpfen.

a) Was thut man, wenn im Lande die Cholera oder eine andere verheerende Epidemie auftritt? Man beugt vor, man gebraucht die angerathenen Präservativmittel, man entfernt so viel als möglich alle bekannten Träger des Krankheitsgiftes. — Das sollt ihr nun auch thun gegenüber jener verderbenbringenden moralischen Seuche der Trunkenheit, deren Auftreten und Fortschreiten im Lande sich leider nicht mehr verkennen läßt. — Meine verehrten Zuhörer,

gebrauchet das Präservativ wahrer Gottesfurcht, der ächten, vernünftigen und christlichen Selbstachtung, Selbst- und Nächstenliebe, welche zurückschaudert vor jener namenlosen Schmach, die der Trunkenbold seinem Schöpfer und sich selbst zufügt, zurückschaudert vor diesem Herunterziehen des göttlichen Ebenbildes in den Koth, vor diesem Ruin aller wahren und menschenwürdigen Güter. — Und dann: hinaus aus euern Häusern mit dem Träger des Krankheitsgiftes; hinaus mit jener unbändigen Genußsucht, die sich nicht mehr begnügen will mit der gesunden, nahrhaften Hausmannskost; hinaus mit den anscheinend aus Freundschaft angestellten Gelagen von Nachbarn, Freunden und Bekannten, wobei gewöhnlich der Kasse und die Schnapsflasche ihre Rollen spielen; hinaus mit jenem Wasser, das die Hölle gebrannt zu haben scheint, um ihr recht viele Opfer zuzuführen! — Laßt euch nicht täuschen! Zu spät — jagt ein altes Sprichwort — wird die Medizin bereitet, wenn das Uebel schon überhand genommen hat. Es ist verhältnißmäßig sehr leicht, das Uebel zu verhüten; aber wenn dieses Uebel einmal da ist, dann ist's zu spät, dann bringt man's nicht mehr weg. Darum wehret den Anfängen! —

Wenn vor Jahrhunderten die Pest im Lande herrschte, da mied man möglichst allen Kontakt mit den Kranken; man sonderte sie ab und sperrte ihre Wohnungen. Will man ja jetzt noch in alten Häusern

Spuren kleiner Oeffnungen in die Wohnstuben wahrnehmen, deren Bestimmung man nicht recht zu deuten weiß, von denen aber die Sage geht, daß sie dazu gedient haben, durch dieselben den Kranken die Speisen hineinzuschieben. — Können wir nicht auch eine solche Absonderung gegen die Pest der Trunkenheit anordnen? Warum auch nicht! Freilich können wir die Angesteckten nicht eingrenzen, nicht absperrern, wir müssen ihnen die Freiheit lassen. Aber das kann doch Niemand verwehren, euch von ihnen abzusondern, d. h. mit ihnen nicht Gemeinschaft zu pflegen. Hier gilt ja die Warnung des Weisen: „Sei nicht bei den Gelagen der Trinker!“ Besuchet nicht ohne Nothwendigkeit oder ehrenhafte Ursache die Wirthshäuser; haltet euch ferne von jenen Heerden der Krankheit — den Kneipen und Schnapsbuden, von jenen moralischen Pesthöhlen, wo Tausende sich physisches und moralisches Siechthum geholt haben! Wird dann auch ein vernünftiger Mensch ohne Pflicht und Noth in solche Lokale gehen, wo Pest- oder Cholera Kranke sich befinden? O was ist das für eine Erscheinung, welche dem Freunde des Volkes, der Religion und des Vaterlandes das Herz möchte bluten machen, wenn kaum der Schule entwachsene Knaben, wenn Jünglinge aus allen Ständen, wenn Verheirathete, jüngere und ältere Familienväter von Schenke zu Schenke ziehen und oft ganze Tage und ganze Nächte mit Spielen und Saufen zubringen!

h) Zum Schlusse, meine lieben Zuhörer, eine vaterländische Erinnerung. Vor etwa 80 Jahren waren die Franzosen im Lande. Unsere Väter haben dieses Joch mit Erbitterung getragen und hätten je baldier desto lieber es abgeschüttelt. Da haben sich einmal eine Anzahl muthiger Männer hier in der Jagdmatt versammelt; es war auch an einem Markustage. Und sie haben sich die Parole gegeben: Hinaus mit dem Feind aus dem Lande. — Dann zogen sie aus, um den Feind anzugreifen und aus seinen Stellungen hinauszwerfen. — Das war patriotisch, aber freilich nicht klug und besonnen. Schlecht bewaffnet und schlecht geführt, wie sie waren, konnte das Unternehmen nicht gelingen und sie mußten das Wagniß augenblicklich nur mit härterer Behandlung büßen. — Christliche Zuhörer! Wie wäre es, wenn wir heute auch von hier aus einen Kreuzzug eröffneten — nicht gegen die Franzosen oder ein anderes Kriegsvolk — aber gegen einen Feind, der im Lande immer mehr Posten erobert, und der, wenn wir ihn gewähren lassen, das Land weit mehr verwüstet, weit gründlicher verderben wird, als das fränkische Kriegsvolk vor 80 Jahren? — Ihr kennt den Feind, den ich meine; ich habe ihn euch heute signalisirt. — Aber es ist kein Wagniß, das ich euch vorschlage, kein tollkühnes Unternehmen, wie es unsere Väter vor 80 Jahren begannen. Denn der Feind, gegen welchen wir uns erheben, kann uns

nur dann schlagen, wenn wir freiwillig uns ihm ergeben. Wir aber können ihm viel Boden entziehen, können ihn wohl von manchem Posten abtreiben, den er einzunehmen droht, wenn wir entschlossen und muthig gegen ihn auftreten und wenn wir, Jeder in seinem Kreise und mit den ihm zu Gebote stehenden Waffen und Mitteln, ihn angreifen und bekämpfen. Und wenn uns das gelingt, dann haben wir eine eminent patriotische, aber zugleich auch höchst gottgefällige That vollbracht. — Wohlan, so ziehen wir von dannen, nachdem wir hier am Gnadenorte, wo unsere Väter seit Jahrhunderten beteten, den Allerhöchsten demüthig und glaubensvoll um Hilfe angerufen. Ziehen wir aus mit dem heiligen Entschlusse, dem höchst gefährlichen Feinde entgegenzutreten, zu wehren, ihn zu bekämpfen — ein Jeder und Jede an seinem Orte, in seiner Stellung, mit seinen Mitteln, bei sich, bei seiner Familie, bei seinen Untergebenen. Und der Herr wird zum heiligen Werke den Segen geben! Amen.

7.

**Der bischöfliche Kommissar.** Sein Verhältniß zu den Behörden und zum Klerus des Kantons. Fortschrittliche Gesinnung. Mitglied des Verfassungsrathes, des Erziehungsrathes u. s. w. Schulwesen. Wissenschaftliche Anregungen. Ansehen bei der Geistlichkeit.

War die Stellung des Berewigten als Pfarrer einer der größten Gemeinden Uri's wichtig, so stand er auf noch höherer Warte als bischöflicher Beamter, als bischöflicher Kommissar. An der Spitze der kantonalen Geistlichkeit, hat der jeweilige bischöfliche Kommissar ebenso großen Einfluß, als auch eine schwere Verantwortung. Er in erster Linie hat die religiösen Interessen des Landes zu schirmen und zu fördern, für den kirchlichen Wandel des Klerus zu eifern, die Rechte der Kirche ungeschmälert zu wahren.

In der Urtschweiz wurde das Amt eines bischöflichen Kommissars geschaffen auf Verlangen der Kantone. Voran gieng Luzern, das einen Kommissar erhielt im Jahre 1597; im Jahre 1598 folgte Uri,

fast ein Jahrhundert später Schwyz (1686), endlich Nidwalden (1724). Da der Kommissar im Grunde nichts anderes ist, als ein Gesandter, Beamter des Bischofs, so hängt die Art seiner Ernennung, sowie der Umfang seiner Befugnisse ganz wesentlich vom Bischof ab.

Folgende sind, bessere Belehrung vorbehalten, die bisherigen bischöflichen Kommissarien in Uri:

1. Leonard Fründ, apostol. Protonotar, Dekan des IV-Waldstätter-Kapitels, bischöfl. Kommissar von 1589—1634.
2. Melchior Imhof, apostol. Protonotar und Dekan des IV-Waldstätter-Kapitels, bischöfl. Kommissar von 1634—1684.
3. Dr. Joh. Kaspar Stadler, apostol. Protonotar, Kammerer des IV-Waldstätter-Kapitels, bischöflicher Kommissar von 1684—1693.
4. Dr. Franz Müller, apostol. Protonotar, Dekan des IV-Waldstätter-Kapitels, bischöfl. Kommissar von 1693—1720.
5. Joh. Anton von Rechberg, apost. Protonotar, Dekan, bischöfl. Kommissar von 1620—1755.
6. Joh. Prosper Isenmann, Pfarrer von Schattdorf, bischöfl. Kommissar von 1755—1794.
7. Sebastian Anton Ringold, bischöfl. Kommissar von 1775—1778.
8. Franz Josef Z'wysig, Ex-Jesuit, bischöfl. Kommissar von 1778—1793.

9. Karl Jos. Ringold, bischöfl. Kommissar von 1793—1803.

10. Karl Jos. Arnold, Pfarr-Resignat von Spiringen, bischöfl. Kommissar von 1803—1811.

11. Josef Anton de Wana, bischöfl. Kommissar von 1811—1837.

12. Joh. Jos. Gisler, Pfarrer von Bürglen, bischöfl. Kommissar von 1837—1861.

13. Ambrosius Furrer, Pfarrer von Schattdorf, bischöfl. Kommissar von 1861—1868.

14. Jos. Gisler, Pfarrer von Bürglen, bischöfl. Kommissar von 1868—1899.

Zehn Kommissarien hatten also ihren Sitz in Altdorf, zwei in Schattdorf, zwei in Bürglen. —

Im Sommer 1868 wurde der Pfarrer von Bürglen vom Bezirksrath<sup>1)</sup> (Korporationsrath) Uri dem hochw. Bischof als bischöfl. Kommissar empfohlen, nachdem er über den Einzigen,<sup>2)</sup> der neben ihm in Frage kam, gleich im ersten Wahlgang mit großer Mehrheit gesiegt. Gisler wendete sich nach Chur, um seine Ernennung zu hintertreiben. Umsonst: am 25. August wurde ihm vom hochw. Bischof die Kommissariats-Urkunde ausgestellt. Sie wurde ihm übersendet zugleich mit einem Brief vom hochw. Hrn. Kanzler, der also lautete:

<sup>1)</sup> Sonst that dies der Landrath.

<sup>2)</sup> Joh. Peter Elmauthaler, Pfarrer von Altdorf.

„Hochwürdiger Herr Kommissar! Der hochwürdigste Herr Bischof hat Ihre Bedenken gegen die Uebernahme des bischöflichen Kommissariats für Uri, von allzugroßer Bescheidenheit eingeflüßt, nicht beachten zu sollen geglaubt, sondern gleich nach Empfang der Empfehlung des dortigen Landrathes den Ernennungs-Akt auszufertigen und Ihnen zu übersenden befohlen. Das allgemeine Vertrauen bei Regierung, Klerus und Volk, dessen Sie sich erfreuen, das Sie gleich nach dem Ableben des guten Herrn bischöfl. Kommissars Furrer sel. als Nachfolger bezeichnen, war dem tit. Herrn Bischof Bürgschaft genug, daß Sie die für einen b. Kommissar erforderlichen Eigenschaften besitzen. — Gleichzeitig mit anliegendem Ernennungs-Diplom an Sie ist Ihre Ernennung (durch Zuschrift von gleichem Datum) an die hohe Regierung von Uri und an das ehrw. Priesterkapitel angezeigt worden. Die Ernennung ist also eine vollendete Thatfache, an welcher sich nichts mehr ändern läßt. Betrachten Sie also Ihre Wahl zum b. Kommissar als eine höhere Fügung (denn ein guter Priester anerkennt und verehrt in dem Ausspruch seiner kirchlichen Obern den höhern Willen Gottes) und fassen Sie Muth im Hinblick auf den Beistand Gottes, der bei kindlichem Gehorsam nicht fehlt.

Daß die Regierung nur eine einzige Persönlichkeit vorgeschlagen, erachten wir nicht für so bedenklich. Das bischöfl. Ordinariat betrachtet den jeweili-

gen Vorschlag der Regierung von Uri mehr als eine bloße Empfehlung, welcher freilich in der Regel die gebührende Rücksicht getragen wird. Gerade dadurch, daß ein Zweier- oder Dreier-Vorschlag verlangt werden wollte, würde ein formelles Vorschlags- oder Präsentations-Recht zuerkannt. —

Ihnen schließlich zu Ihrer ehrenvollen Beförderung von Herzen gratulierend, und Sie in unserem gegenseitigen schriftlichen Verkehr unserer vollsten Dienstwilligkeit mit Rath und That versichernd, zeichnet hochachtungsvollst

Chur, 27. August 1868.

A. M. Appert, Kanzler.

Am 17. Dezember 1868 hielt Kommissar Gisler seine erste Ansprache im Priesterkapitel: der Bischof und der Bezirksrath mögen es verantworten, wenn er sein Amt nicht verwalte, wie es sein sollte. Die hochw. H. H. Geistlichen möchten nicht zu viel von ihm erwarten; doch werde er arbeiten, wie ein guter Streiter Christi Jesu. —

Gisler hat als Kommissar das Vertrauen gerechtfertigt, das man allseitig in ihn gesetzt. Seiner Thätigkeit in dieser Stellung ist von berufenster Seite das beste Zeugniß ausgestellt worden. Seine Berichte an die bischöfliche Kurie waren jeweilen ungemein sorgfältig, klar, zuverlässig. Der gesamte Klerus von Uri, ohne Ausnahme, hat ihn verehrt

und geliebt. Sein Verhältniß zu den kantonalen Behörden war das denkbar freundlichste.

Wenn jeweilen an der Landsgemeinde zu Büzlingen der Kommissar dem erwählten Landammann vor allem Volke die Hand reicht, so war das dem Verewigten mehr als ein bloßer Brauch. Er kannte die Worte des Jvo von Chartres: „sind Staat und Kirche eins, so steht es gut um die Welt; es blüht und gedeiht die Kirche. Liegen aber beide im Streit, so wachsen die kleinen Dinge nicht; im Gegentheil, auch die großen zerfallen.“ In dieser Einsicht vermied Gisler alles, was die Harmonie zwischen Kirche und Staat hätte stören können. Seine Anschauungen, seine Grundsätze waren korrekt und kirchlich; aber es lag ihm ferne, dieselben scharf geltend zu machen. Ueber das Erreichbare zielte er nie hinaus; den Forderungen der Zeit und der Umstände trug er maßvoll Rücksicht; er huldigte einer klugen Realpolitik. Den Kampf um des Kampfes willen liebte er nicht; ein Zerwürfniß mit der Regierung, eine Art Kulturkampf, wäre ihm nicht die prima, sondern die ultima ratio, — das letzte Mittel gewesen. Dank dem freundlichen und verständnißvollen Entgegenkommen bei den leitenden Persönlichkeiten des Landes blieb denn auch der Friede zwischen Regierung und Geistlichkeit ungetrübt; es wurde, wie ein berufener Sprecher es konstatierte, das geistliche und weltliche Schwert stets einträchtig gehandhabt,

— und wenn sie hie und da in Zwietracht gezogen wurden, so kam es nie weiter als zur bloßen Parade. —

Und doch, — gerade unter seinem Kommissariate kamen für Uri kritische Tage. Eine neue Zeit brach an. Eine Weltbahn zog durch den Kanton; fremde Elemente, fremde Anschauungen drängten sich mächtig vor und ein gewisser antikirchlicher Geist schirrte sein Roß zu einem vielversprechenden Mitt in's „finstere“ Uri. „Die Aufgabe ist eine große,“ so sagte der hochw. Herr Kommissar in einer Ansprache an das Priesterkapitel (August 1893), „die Zeiten sind ernst; der Strom des Unglaubens, der Irreligiosität und des Sittenverderbnisses treibt seine starken Wellen hinein bis in unsere Thäler. Allein so lange ein sittenreiner, intelligenter, eifriger Klerus im Lande wirkt, ist dieser verheerende Strom eingebämmt.“

Davon war der Selige fest überzeugt: thut der Klerus seine volle Pflicht, dann wird in Uri's Marken auch der christliche Geist nicht schwinden, der seit mehr als tausend Jahren das grundkatholische Volk von Uri im Leben und im Sterben besetzt.

Politische Ereignisse im engeren und im weitern Vaterlande giengen dem hochw. Hrn. Kommissar oft ungemein nahe. Dennoch hat er sich niemals öffentlich agitatorisch eingemischt in die Politik des Landes, — es wäre denn, daß er einmal an der Landsgemeinde geredet. Er war kein Parteimann

im engeren Sinne des Wortes. So lange die Interessen der Kirche eine Stellungnahme nicht zu gebieten schienen, hielt er sich am liebsten abseits.

In die Politik des Landes hineingezogen wurde er namentlich als Mitglied des Verfassungsrathes. Am ersten Maisontag 1887 beschloß die Landsgemeinde, trotz sehr scharfer Opposition, mit ziemlich bedeutender Mehrheit die Totalrevision der Verfassung. Sofort schritt man zur Wahl eines Verfassungsrathes von 21 Mitgliedern. Präsident wurde Herr Landammann G. Muheim, Vizepräsident Hr. Landesstatthalter J. Zauch. Als neuntes Mitglied wurde auf Antrag des Hrn. Rathsherr Z'graggen von Silenen der hochw. Hr. Kommissar Gisler mit voller Einstimmigkeit gewählt. Derjelbe hatte bemerkt, es sei bisher nicht üblich gewesen, Mitglieder des Klerus in politische Behörden zu entsenden und er finde sich veranlaßt, die Landsgemeinde hierauf aufmerksam zu machen. Wenn aber das Volk der Meinung sei, daß bei Ausarbeitung einer neuen Verfassung auch der Klerus ein Wort mitsprechen solle, so sei er bereit, dem Rufe der Landsgemeinde zu folgen und in guten Treuen bei der Ausarbeitung des kantonalen Grundgesetzes mitzuwirken. — Neben dem hochw. Hrn. Kommissar wurde aus dem Klerus noch in den Verfassungsrath gewählt der hochw. Hr. Pfarrer von Silenen, B. Furrer.

Die Stellung des Verstorbenen im Verfassungsrath

rathe war eine sehr geachtete. Wirklich fortschrittliche Anregungen hatten stets seinen Beifall und nicht selten sprach er ein gewichtig Wort mit bei der Berathung der einzelnen Artikel.

Staatsanwalt Dr. Schmid hatte beantragt, in Artikel 2 festzusetzen: „Das Volk von Uri bekennt sich in seiner großen Mehrheit zur römisch-katholischen Religion.“ Der hochw. Hr. Kommissar beantragte Streichung dieser Worte. Darob wurde er nicht übel mitgenommen von einem Einzeler im „Urner Wochenblatt“ (1887, Nr. 34): der einzelne Christ dürfe sich nicht schämen, seinen Glauben zu bekennen; sollte wohl der erste der Urkantone vor seinen eidgenössischen Mitständen es verleugnen, daß er seiner großen Mehrheit nach zur römisch-katholischen Religion sich bekennt?

An Verleugnung des Glaubens dachte nun freilich der hochw. Hr. Kommissar nicht von ferne bei seinem Antrage; er meinte nur, die bloße Konstatirung einer Thatfache gehöre nicht in eine Verfassung, und der Geist der Landesbehörden sei wichtiger, als Worte ohne rechtliche Bedeutung. Sein Antrag wurde indessen abgelehnt.

Warm und mit Erfolg sprach er gegen den Landsgemeinde-Eid. Der Eid sei ihm etwas viel zu heiliges, als daß er ihn profaniren lassen möchte; er solle nur da angewendet werden, wo er absolut

nöthig sei. — Ebenso drang er darauf, daß der Diözesanfond seiner Bestimmung nicht entfremdet werde.

Ziemlich hitzig gieng es zu beim Wahlrecht der Geistlichen. Der hochw. Hr. Kommissar beantragte, hinter dem Worte „Wahlrecht“ in Klammer einzuschalten: „Präsentation“. Dieses Wort gebe die Beruhigung, daß das Wahlrecht nicht mißbraucht werden wolle. — Allein verschiedene Herren, namentlich drei, wollten davon nichts wissen; den Gemeinden sei das Recht einzuräumen, in Fällen grober Pflichtverletzung und gerichtlicher Bestrafung in schweren Fällen die Geistlichen zu entlassen. — Die Anstellung der Geistlichen beruhe auf einem Vertrage; der Geistliche kündigt diesen, wann er will, das gleiche Recht stehe auch den Gemeinden zu. — Die Sendung des Priesters sei zwar vom Bischof, aber der Gehalt von der Gemeinde; wenn diese kein Recht erhalte, so könne sie dem Geistlichen den Gehalt entziehen.

Solchen Aeußerungen gegenüber betonte der hochw. Hr. Kommissar rundweg: werde man in dieser Frage dem Alerus nicht gerecht, so sei die Verfassung zum Voraus geliefert. Nachdem dann noch besonders Dr. Schmid und Landammann Mueheim für den kirchlichen Standpunkt gesprochen, wurde der Antrag des hochw. Hrn. Kommissar angenommen.

Der neue Verfassungs-Entwurf war nicht derart, daß er allen berechtigten Wünschen genüge, die der

Verewigte von seinem Standpunkte aus hegen mochte. Trotzdem entschied er sich für Annahme und trat an der Landsgemeinde 1888 in einem ruhigen, aber nachdrücklichen Worte dafür ein. Nach allgemeinem Urtheil trug er ganz wesentlich zur Annahme bei. Namentlich die Bauersame traute ihm zu, daß er die Lage kenne und nichts anderes im Auge habe, als des Landes Wohl. —

Lange Jahre war der Verstorbene auch Mitglied des Erziehungs-Rathes. Zuerst wurde er in diese Behörde gewählt am 13. November 1861 und gehörte derselben an bis zu seinem Tode. Verschiedene Male war er deren Präsident; so vom 27. Mai 1868 bis 7. Juli 1874, und vom 7. Juli 1882 bis 28. Mai 1884. Vizepräsident war er vom 12. Juni 1866 bis 27. Mai 1868; vom 7. Juli 1874 bis zum 7. Juli 1882; vom 28. Mai 1884 bis zum 23. Mai 1890. Unter letzterem Datum wehrte er sich entschieden gegen eine Wiederbestätigung als Vizepräsident. — Immer war er ein fleißiges und einsichtsvolles Mitglied des Erziehungsrathes. Bei Vertheilung von Stipendien war der Verstorbene immer dabei, wenn es galt, einem unbemittelten, aber würdigen Studenten — und zwar nicht bloß den Theologen — nach Maßgabe der vorhandenen Mittel hilfreiche Hand zu bieten.

Die Entwicklung des Primarschulwesens und die Kantonschule hatten an ihm einen ebenso verstän-

digen als warmen Freund. Der Kantonschule drohte einige Male Gefahr. Irren wir nicht, so war es Ende der sechsziger Jahre, als Hr. alt Landammann Vinzenz Müller einen Vorstoß gegen dieselbe im Landrathe versuchte, welcher aber zurückgewiesen wurde. Auch später fielen Angriffe gegen dieses kantonale Schul-Institut. Der hochw. Hr. Kommissar trat aber für dasselbe ein, wo immer er konnte. — Als es sich darum handelte, einen Vorkurs einzuführen, um den Schülern der Ausgemeinden den Uebertritt in die Kantonschule zu erleichtern, wurde dieser Gedanke von ihm lebhaft unterstützt.

In seinen schulfreundlichen Bestrebungen sah der Verewigte über den Augenblick hinaus. Er wußte, daß Rückständigkeit in der Pflege der Intelligenz keine Landesehre und kein Landesnutzen sei. Er wußte, daß Wissen Macht bedeutet. Ja, er wußte, daß wir Urner in geistiger Beziehung unbedingt voran müssen, wollen wir nicht schließlich ein erobertes Land sein.

Auch sonst gab der hochw. Hr. Kommissar dem geistigen Leben in Uri manch' fruchtbare Anregung. Er war Mitglied des V-örtigen historischen Vereins seit 1859, Mitglied der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz seit 1881, und nicht selten hat er geschichtliche Arbeiten veröffentlicht; so z. B. „Das ehemalige Siechenhaus in Uri“ (drittes historisches Neujahrsblatt von Uri);

„Geschichtliche Notizen über das Frauenkloster zum obern hl. Kreuz in Altdorf“ (Gr. Bd. 37); ebenso mehrere Aufsätze im „Urner Wochenblatt“ und in der „Urner-Zeitung“. — Im Jahre 1889 war er Festpräsident, als der V-örtige historische Verein zu Altdorf tagte. Im Jahre 1892 wurde er Mitbegründer des „Vereins für Geschichte und Alterthümer von Uri“; er blieb fortan dessen Vizepräsident. Der letztgenannte, obschon noch junge Verein, hat sich bereits bedeutende Verdienste erworben, sei es durch die Restauration von Burgruinen, sei es durch Anlagung einer geschätzten Sammlung von Alterthümern, sowie durch die Herausgabe eines Neujahrsblattes, das jeweilen die Beachtung der Fachmänner gefunden. — In der kantonalen Geschichte selber gut bewandert, wirkte der Selige auch anregend namentlich auf den jüngern Alerus zum Studium der Geschichte. Diese seine ideale Bethätigung rechnen wir ihm hoch an. Sie war ein Ausfluß seiner patriotischen Gesinnung und wird dem Lande ihre Früchte tragen.

Der hochw. Hr. Kommissar war nebenbei auch Mitglied mehrerer Verwaltungen. So gehörte er z. B. seit 1861 zum Verwaltungsrathe des A Pro'schen Fidei-Kommiss als Nachfolger von Kommissar Gisler sel. — Kommissar Furrer konnte nicht gewählt werden, weil der Stiftsbrief vorschreibt, daß ein „Littpriester oder Kilchherr in den dreien Kilch-

höreuen Altdorf, Bürglen und Silenen“ zu ernennen sei. — Er war in dieser Stellung ganz hervorragend theilhaftig an der Restauration des Schlosses A Pro in Seedorf, die ohne ihn nur schwer zu Stande gekommen wäre. — Ebenso war er seit 1883 Vizepräsident des Verwaltungsrathes der Muheim'schen Stiftungen (Primarschulfond und Irrenfond). Gerade auch in letzterer Stellung amtete er fleißig, mit großer Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit: die Vorschriften der Stiftung half er treu beachten und war für deren Umgehung oder künstliche Auslegung nicht zu haben.

Zu den Geistlichen des Kantons stand er, wie bereits betont, im besten Verhältniß. Mußte er je warnen und mahnen, so that er es als Freund und auf eine Weise, daß Keiner ihm zürnen konnte. Er kargte auch nicht mit Anerkennung, wo eine solche verdient war. Alle sahen den lieben Kommissar gerne in ihrem Kreise, wenn ernste Geschäfte oder angemessene Erholung sie zusammenführte. Die Ansprachen, die er im Priester-Kapitel hielt, waren oft wahre Perlen ruhiger, eindringlicher Beredsamkeit und enthielten eine fruchtbare Fülle echt priesterlichen Geistes. Seine Milde, sein Takt, sein reiner Wandel waren ein leuchtend Vorbild für Alle.

Er hatte drei geistliche Söhne. Der eine davon ist der hochw. Hr. Schulinspektor B. Furrer in Si-

lenen. Seine Primiz wurde gefeiert im Zeichen des Sturmes. Es war am letzten Sonntag im August 1860. Am Morgen läutete es Sturm in Uttinghausen und in Bürglen. Hier drohte der Schächel, dort die Reuß über die Ufer zu brechen. Die Straße zwischen Erstfeld und Schattdorf war einige hundert Meter weit hoch mit Wasser bedeckt. Die Brücke in Uttinghausen war weggerissen; in Seedorf floß die Reuß neben der Brücke, und der See war nicht fahrbar, so heftig wüthete der Sturm.

Dennoch sah Silenen eine sehr erbauliche Primiz.

S.

**Päpstlicher Ehren-Protonotar. Kommissariats-Jubiläum.**

Man unterscheidet zwei Klassen von päpstlichen Protonotaren: 1. Protonotarii apostolici participantes (päpstliche Protonotare, die thatächlich im Dienste des Papstes stehen). Diese sind sieben an der Zahl und bilden ein eigenes Kollegium. Sie haben den Rang eigentlicher Prälaten. 2. Protonotarii supranumerarii ad instar participantium d. i. Ehrenprotonotare, die thatächlich nicht in päpstlichen Diensten sind, dem Range nach aber den wirklichen Protonotaren gleichstehen.

Das Protonotariat entwickelte sich aus dem Notariat überhaupt. Notar (notarius) bezeichnet einen Schreiber, der sich der sogen. *notae*. d. i. gewisser Zeichen bedient, welche statt der Worte oder Silben gesetzt werden und ein schnelles Schreiben ermöglichen. Solche Schnellschreiber gebrauchte auch die Kirche schon in ihren ersten Zeiten. Und da diese Notare oft hochwichtige Schriftstücke abzufassen hatten,

so mußten sie über mehr als gewöhnliche Schreiberkenntnisse verfügen. Im Laufe der Zeit schied man aus der Schaar der Notare die jogen. Protonotare (erste Notare), die, wie gesagt, in wirkliche Protonotare und in Ehrenprotonotare sich theilen.

Das Ehrenprotonotariat erscheint als Titel für verdiente Personen schon seit dem 10. Jahrhundert. Die Ehrenprotonotare werden vom Papst ernannt und gehören zu den päpstlichen Hausprälaten. Sie haben das Recht, Prälaten-Kleidung zu tragen: Talar mit Schleppe, Zingulum, Mantille, Kollar, Strümpfe — alles von violetter Farbe. Sie dürfen auch Pontifikal-Messen feiern mit Mitra, Ring und Brustkreuz. Bei festlichen Auszügen kommen sie zunächst hinter Bischöfen und Äbten. —

Eine wohlverdiente Anerkennung für die vielseitigen Verdienste des sel. Hrn. Kommissar war es nun, als er im Frühling 1887 zum päpstlichen Ehrenprotonotar ernannt wurde. Da er in der That dieser Auszeichnung vollwürdig war und der hochw. Bischof bereitwilligst sein Einverständnis gab, so fiel es nicht schwer, den Papst zur Verleihung dieser Würde zu bewegen. Das diesbezügliche Breve wurde zu Rom ausgestellt unter dem 22. April 1887 von Kardinal Ledóchowski. Monsignore Sutter sel., damals päpstlicher Gardikaplan, hatte die Unterhandlungen vermittelt. Bald nachher wurde dem Verewigten das Diplom in Bürglen überreicht durch

seinen Freund, alt Landammann Arnold sel. Die Ueberreichung war verbunden mit einer kleinen Feierlichkeit, die indessen ganz privaten Charakter trug.

Alle Kreise freuten sich über diese Ehrung. Geehrt fühlte sich vorab die Gemeinde Bürglen, dann aber auch, und in hohem Maße, der gesamte Klerus des Kantons. Der hochw. Hr. Kommissar selber würdigte die Auszeichnung nach Gebühr, doch trug er die Prälaten-Kleidung höchst selten als in der Kirche. Sollte er sie sonst bei einem festlichen Anlaß tragen, um zu repräsentiren, so mußte er von seinen Freunden förmlich dazu genöthigt werden.

Es sei uns gestattet, eine kleine Episode hier einzuflechten. Der Verstorbene hatte ein treues, kluges Hündchen. Es begleitete ihn gern, nie aber in die Kirche. Wenn der hochw. Hr. Kommissar Chorhemd und Stola anzog, wußte das Thierchen genau, daß es hieß: zu Hause bleiben. Doch siehe: als der Verstorbene zum ersten Mal die violette Prälatenkleidung anzieht und sich in die Kirche zum Gottesdienst begibt, da marschirt das Hündchen unvermerkt hinter ihm her, bis in die Kirche, bis in die Sakristei. Die ungewohnte Kleidung hatte es gänzlich derangiert. —

Aber auch sonst noch wurden dem Verstorbenen in seinen letzten Jahren wohlthuende Ehrungen zu Theil. Wir erwähnen das Kommissariats-Jubiläum. Am 25. August 1893 war er 25 Jahre

bischöflicher Kommissar. Seine Freunde beschloßen, anfänglich ohne sein Wissen und gegen seinen Willen, diesen Anlaß feierlich zu begehen. Als Tag wurde festgesetzt Sonntag der 27. August, auf welchen zugleich die Maximus-Kirchweih fiel.

Am Morgen des Festtages fuhren um 8<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr beim Pfarrhof zu Bürglen zwei Chaisen vor: die eine brachte den hochwürdigsten Bischof, Joh. Nidellis Battaglia, — der andern entstiegen die Vertreter der hohen Regierung mit dem hochw. Propst Tanner von Luzern. Es ordnete sich der Zug zur Kirche: voran die Geistlichen des Kantons, die soweit es ihnen der Sonntag erlaubt, alle erschienen waren; dann folgten die geistlichen Ehrengäste mit dem hochw. Jubilar, die regierungsräthliche Abordnung, der Gemeinde- und Kirchenrath von Bürglen.

Inzwischen hatte sich die Kirche gedrängt angefüllt und bot einen imponanten Anblick. Ist sie mit ihrem prächtigen Chor, der glänzenden Vergoldung, den feinen Ornamenten, der harmonischen Linienführung immer ein Juwel, so hatte sie für diesen Tag noch ein ganz besonderes Festkleid angelegt. Der üppige Blumenflor und die gewähltesten Teppiche gaben ihr erhöhtes Leben und Kolorit.

Im Chore nahmen Platz die hochw. Herren P. Guardian, der bischöfliche Deputat von Ursjern, die Kommissarien von Nid- und Obwalden, Landammann und Statthalter, Propst Tanner und der hochw.

Bischof. Die Ehrenpredigt hielt der würdige Kirchherr von Sterns, Kommissar von Nid. Geistvoll wußte er dem hl. Texte praktische Wahrheiten zu entlocken und die Zuhörer gespannt zu erhalten bis zum Schluß. Der Kirchchor von Altdorf sang eine Messe von G. Arnold.

Nach dem Gottesdienste folgte ein Mittagessen beim „Tell“. Der Saal war geschmackvoll mit Blumen und Teppichen dekoriert, sowie mit Geschenken an den hochw. Hrn. Jubilar: ein ausgezeichnetes Oel-Portrait des hochw. Hrn. Kommissars (von Maler Bettiger), Geschenk der Gemeinde Bürglen, — und die Photographien der Kommissariats-Geistlichkeit auf einem feinen Tableau, Geschenk des h. Priesterkapitels.

Bald floß der Redestrom, und wie aus einem Füllhorn stüthete verdientes Lob und Anerkennung auf den hochw. Hrn. Jubilar. Der hochwürdigste Bischof betonte, daß er schon drei Bischöfen vor ihm treu als Kommissar gedient; auch er sei über die kirchlichen Verhältnisse Uri's von ihm stets weise berathen und berichtet worden. Herr Landammann Ruheim symbolisirte in einer „wahrhaft staatsmännischen Rede“ (von Nid im „Obwaldner Volksfreund“) die Verdienste des Gefeierten um den Kanton durch den vierblättrigen Klee — seine Verdienste als Geschichtskundiger, als Schulmann, als Verfassungsrath, als Kommissar.

Der hochw. Propst Tanner, dieser merkwürdige Greis von 86 Jahren, entwarf mit jugendlichem Gedächtniß ein Bild von den letzten Schicksalen des Vierwaldstättersee-Kapitels, der Trennung von Konstanz, den mißglückten Schritten für ein Waldstätter-Bisthum, weil Luzern lieber der zweite unter den Großen, als der erste unter den Kleinen sein wollte. — Der hochw. Hr. Pfarrer von Altdorf, Vertreter des Priesterkapitels, toastirte auf die emsige Thätigkeit des Urner-Klerus für das kirchliche und soziale Wohl unseres Volkes.

Gerührt dankte der hochw. Hr. Jubilar, zugleich bemerkend, wenn ein Jubiläum Freude bringe, so bringe es auch das Gefühl, der Herbst des Lebens, der Abendstern sei da.

Anläßlich liefen eine Menge Briefe und Telegramme ein von alten Freunden und Bekannten, darunter ein Brief, der dem Jubilar besondere Freude machte. Er war von Dr. med. Eduard Jung in Wyl, gerade damals st. gallischer Großraths-Präsident. Dr. Jung war einer seiner besten Jugendfreunde, mit dem er erstmals auf der Universität Freiburg i. B. zusammentraf. Dort sahen sich beide auch zum letzten Mal. Dennoch dauerte die Freundschaft durch's ganze Leben. Man schrieb sich hie und da, und kein Kapuziner-Pater oder -Bruder kam von Altdorf nach Wyl oder von Wyl nach Altdorf, der zwischen beiden nicht Grüße auszuwechseln hatte.

Beide hatten sich wiederholt vorgenommen, einander zu besuchen; es kam nie dazu. Noch dieses Jahr, als die Tessspiele in Aussicht standen, wollte der wackere St. Galler nach Altdorf und seinen kranken Freund wieder sehen; auch dieses sollte nicht sein.

Rajch verslog der Jubiläums-Festtag. Das Schönste schien noch der Abend bieten zu wollen. Mit Einbruch der Nacht blitzte auf den Bürgler Bergen ein Kranz von Freudenfeuern auf: Spiß, Bittleten, Waldbi, Graggi, Ried, Riedlig, Portmattli, Schindlern, Biel, Holzler, Hergerig, Häuetli, Breitebnet, Eggbergli, Wengi, Gammerschwand u. j. w. — rings flammte die Freude zu Thal, während bei der Kirche ein schönes Feuerwerk abgebrannt wurde und zahlreiches Volk durch die Straßen wogte.

Die Bürgler und der hl. Maximus werden ein solches Fest so bald nicht wieder sehen. —

„Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden“, das war die Grundstimmung des hochw. Hrn. Kommissar bei der ganzen Feierlichkeit; das war auch der Grundton der Ansprache, die er im August-Kapitel auf die Gratulation der hochw. Hh. Kapitularen hielt.

„Die Aufmerksamkeit,“ sagte er, „welche Sie mir bei diesem Anlasse widmen, die Wünsche, die Sie mir entgegenbringen, verursachen mir große Freude. Es ist zwar richtig, was unlängst ein Prälat zu mir sagte. Dergleichen Feste, ob man sie auch Jubiläen nennt,

haben für den Jubilat eine düstere Rehrseite. Sie weisen nämlich mit großer Deutlichkeit darauf hin, daß der Zeiger seiner Lebensuhr schon weit vorge- rückt sei und in nicht fernrer Zeit ganz stille stehen werde. Allein das hindert doch nicht, sich zu freuen, wenn eine ganze Körperschaft von lieben hochwür- digen Mitbrüdern mir Beweise aufrichtiger Liebe und Ergebenheit entgegenbringt. Und die Freude ist meiner- seits um so größer, da die ganze Veranstaltung eine völlig spontane ist, gegen meine Erwartung, aber auch gegen mein Verdienen. Empfangen Sie hie- für meinen innigen Dank!

Zugleich erlauben Sie mir noch ein Wort, wel- ches ich mehr als ein Schuldbekentniß, denn eine Ermahnung aufgefaßt wissen möchte.

65 Jahre des Lebens — 42 Jahre Priester — 32 Jahre Pfarrer — 25 Jahre bischöflicher Kom- missar — das wäre ein weiter Rahmen, innerhalb dessen sich ein reiches, geeignetes Wirken hätte ab- wickeln können. Beim Rückblick finde ich denselben leider nicht ganz ausgefüllt — es sind manche Lücken darin geblieben. Jetzt ist's vorbei, die Lücken blei- ben, wenn nicht die Barmherzigkeit Gottes sie aus- füllt. Dieser Gedanke gießt Vermuth in den Juli- läumsbecher. Möge Ihnen die Entdeckung solcher Lücken einst an Ihrem Lebensabende erspart bleiben. Das wird ja geschehen, wenn Sie stets richtig Ihrem Hl. Berufe leben, wenn Sie ganz besonders die Jahre

der Kraft und Gesundheit wohl ausnützen. Die Auf- gabe ist eine große, die Zeiten sind ernst, der Strom des Unglaubens, der Irreligiösität und der Sitten- verderbniß treibt seine Wellen stark hinein an die Gestade und selbst bis in die Thäler unseres lieben Urnerländchens. Allein so lange ein sittenreiner, intelligenter, eifriger Klerus im Lande wirkt, ist der Strom eingedämmt.

Und nun, hochwürdige Herren Mitbrüder — nochmals meinen Dank für Ihre Theilnahme und Ihre Wünsche! Ich werde, so lange ich diese Stelle einnehme, Ihnen mit unverbrüchlicher Treue erge- ben bleiben.

Oremus pro invicem, ut salvemur!"

9.

## Seine letzten Tage. Sein Tod.

---

38 Jahre war jetzt der Verewigte Pfarrer gewesen und 31 Jahre bischöflicher Kommissar. In beiden Stellungen hatte er viel Anerkennung gefunden, manche Freude, aber auch manche Bitterkeit gekostet.

Laut einer Notiz von Neujahr 1896 hatte er bis zu diesem Zeitpunkt in Bürglen 1768 Kinder getauft, 1202 Personen begraben, 340 Ehen eingeseget, 1053 Kinder (521 Knaben und 532 Mädchen) zur ersten hl. Kommunion geführt. Diese Zahlen beweisen, daß er der Gemeinde eine große Summe erzieherischer Arbeit gewidmet. Trotzdem blickte der hochw. Kommissar in seiner Bescheidenheit nicht ohne Beklemmung auf das verwichene Leben zurück, überall Schuld und Schlacken sehend und Gott dankend für seine Barmherzigkeit.

Der hochwürdige Herr erfreute sich im Allgemeinen einer guten Gesundheit, wenngleich er die eine oder andere schwere Krankheit durchzumachen

hatte und sich wiederholt gezwungen sah, durch Sommerkuren seine Kräfte zu stärken — in Realy, auf Seelisberg, in Engelberg u. s. w. — Ja, er äußerte einmal, in seinem ganzen Leben sei er so glücklich gewesen, daß er beinahe darüber erschreckte und sich frage, ob Gott ihn nicht vergessen. Doch Bitterniß ist im Reich eines jeden Lebens, und auch er sollte schließlich erfahren, daß Gott seine Lieblinge auf rauhen Wegen führt.

Vor etwa acht Jahren begann er zu kränken. Seither litt er viel und täuschte sich nicht über seinen Zustand. Trotzdem funktionierte er noch in der Kirche nach besten Kräften, und die Leute äußerten oft ihr Mitleid, wenn sie den einst so blühenden Mann nunmehr leidend sahen. Für ihn war dieser Zustand eine Todesmahnung. Sorgfältiger als je bereitete er sich auf das Ende. Er hatte auch wiederholt im Sinne, auf die Pfarrei zu resigniren. Freunde mißriethen es ihm. Schließlich gestalteten sich die Dinge so, daß er nicht mehr gut resigniren konnte. Er hoffte nun, Gott selbst werde seine Resignation bald annehmen.

Im Vorfrühling des Jahres 1899 ergriff ihn die letzte Krankheit, nachdem er nicht lange vorher seinem lieben Freunde, Pfarrer Joh. A. Arnold sel. in Unterschächen die Leichenrede gehalten. Am 28. September 1862 hatte er dem gleichen Herrn in Spiringen die Primiz-Predigt gehalten.

Ein wahres Wethseman, einen wahren Telberg des Leidens hatte er nun auf seinem Krankenbette durchzumachen. Tröstlich war ihm dabei die Anwesenheit seines Bruders, a. Rathsherr Alois Wisler; denn er hatte zeitlebens viel Anhänglichkeit an die Familie und gieng oft ins Nenthal, um die Gräber der verstorbenen und die Familien der lebenden Anverwandten zu besuchen. Tröstlich waren ihm auch die vielen Beweise der Theilnahme, die ihm während der Krankheit von Behörden und Privaten entgegengebracht wurden. Auch das Standeshaupt beehrte ihn mit einem Besuche.

Aber die Seelen- und Körperleiden kamen mit aller Wucht über ihn. Aus Nieren- und Leberleiden entwickelte sich die Wassersucht, die wiederholt operative Eingriffe nöthig machte. Im Gefolge davon kam nicht selten eine melancholische Gemüthsstimmung.

Und dazu mischten sich die Reinen des Gewissens.

Wenn selbst der Heiland in seinem Tode den Ansturm des bösen Feindes auszuhalten hatte, wenn selbst Er sagen mußte: jetzt kommt der Fürst dieser Welt, aber an mir wird er nichts finden, — könnte das Sterben dann leicht sein für einen Priester, einen Pfarrer, einen Kommissar? Auch der Priester ist ein Adamskind: auch der Fuß des Priesters wandelt oft genug am Abgrund. Und wenn der hl. Petrus ausrief: Herr, nicht nur die Füße wasche mir; sondern auch die Hände und das Haupt, — so wird

ein hochbetagter Seelsorger sich kaum sagen dürfen, daß er makellos die staubige Heerstraße der Welt durchwandelt. In seiner edlen Demuth jagte der Verstorbene kurz vor seinem Tode, wie sehr er bedaure, nicht eifriger gelebt zu haben. Und mit Thränen in den Augen wies er auf das Kruzifix, das er in der Hand hielt: „Der da wird mir barmherzig sein.“ —

Bitter war das letzte Sträuben der Natur gegen die Umarmung des Todes, und das Läuterungsfeuer der Agonie wühlte heftig in diesem Herzen, bis es brach. Am Leben hieng er nicht mehr. Wie Abraham segnete er den Tod und fand keine Ruhe mehr, als in der ewigen Stadt. Durch die letzten hl. Sakramente empfing er die Todesweihe: wie ein müder Pilger pochte er glaubend und hoffend an die Thüre des Vaterhauses. Die tief christliche Gesinnung, die sich mitten in seinem Leiden bewährte, war das würdige Amen, das würdige Nachtgebet seines Lebens.

Es kam der 9. Juni, das Herz-Jesu-Fest, welches er, so lange er Kommissar gewesen, alljährlich im Kloster zu Seedorf feierlich zu begehen pflegte. An diesem Tage gab er die Seele in die Hand seines Schöpfers zurück. Wohl mochten da um sein Sterbelager sich schaaren die vielen Seelen, die er einst mit Gott ausgehnt, die vielen unschuldigen Kinder, die er getauft, seine seligen Vorgänger im Amte, alle flehend zu Gott: Nimm ihn auf, o Herr, in die

ewige Heimath, und laß ihn Christus gewinnen, der sein Leben war!

Und wehmüthig verkündeten am Abend die Glocken des hl. Maximus zu Berg und Thal, daß der Todesengel, der schon so lange über dem Pfarrhofs zu Bürglen geschwebt, dort endlich jenes Leben abgeschnitten, das allen so theuer war, daß der geliebte hochw. Hr. Kommissar seine irdische Laufbahn beschloß. Dieses Leid weckte diese Kunde bei seinen vielen Freunden und Bekannten, beim Klerus von Uri ohne Ausnahme, beim gesamten Volke, bei Hoch und Nieder. Besonders schmerzlich aber fiel dieser Tod der Gemeinde Bürglen; bis hinauf in das entlegenste Heim trug sich das Gefühl: wir haben einen gemeinsamen Vater verloren. Den größeren Theil der Gemeinde hatte er getauft und einen großen Theil auch begraben. Er war innig verbunden mit ihrem ganzen Leben und Weben, und es ist, als könne man sich Bürglen nicht mehr recht vorstellen, ohne den seligen Herrn Kommissar.

Die Begräbnißfeier war imposant. Die kantonale Regierung war offiziell vertreten, ebenso verschiedene Vereine und Verwaltungen, die auch Kränze spendeten. Sehr zahlreich anwesend war auch der urner'sche Klerus. Als Vertreter des hochw. Bischofs von Chur nahm Kanonikus Pfister von Galgenen die Beisehung vor. Die Leichenrede hielt Prof. Dr. A. Gisler. Eine Bitte des Verstorbenen war es gewesen, der Leichen-

redner möge den Pfarrkindern sein letztes Lebewohl übermachen und ihnen mittheilen, daß er sie in seinen letzten Tagen wiederholt gelehrt. Bis zuletzt dachte er an seine Gemeinde wie ein Vater; mögen die Einwohner Bürglens seiner betend gedenken, wie dankbare Kinder. „Vergesst nicht eure Vorgesetzten, die euch Gottes Wort geredet. Blicket hin auf ihren Ausgang und ahmet nach ihren Glauben.“

71 Jahre hatte der hochw. Hr. Kommissar erreicht. Es war ein fruchtbares Leben, das er geführt. Er war ein ganzer Urner; das ewige und irdische Wohl seiner engern Heimath gieng ihm tief zu Herzen. Diesem weihte er seine volle Kraft. Dennoch lag ihm Engherzigkeit ferne: er war kein Kirchthumpolitiker. Auf Mehrung des Mammons dachte er nie; gastfreundlich war sein Haus. Gerne linderte er fremde Noth und half gute Zwecke fördern, wo er immer konnte.

Damit verband er eine durchaus edle Lebensführung. Seine Gestalt war sympathisch, blühend, ja strahlend vor Kraft in den bessern Jahren. Begabt mit ausgezeichneten Talenten, hatte er diese in der langen Schule des Lebens noch durch reiches Wissen und vielfältige Erfahrung erweitert. Eigen war ihm ein feiner diplomatischer Takt, gesundes Urtheil, kluges Maßhalten. Im Umgange benahm er sich nobel, stieß aber nicht ab und gab es nicht von oben; man weilte gerne in seiner Gesellschaft. Sein Auftreten

trug den Stempel vollendeter Ruhe, abgeklärter Anschauungen, rücksichtsvoller Milde und aufrichtigen Wohlwollens. In Wort und Urtheil war er überlegt und gemessen, feind aller Leidenschaftlichkeit und ängstlich bemüht, keinem Unrecht zu thun. Selbst seine Frömmigkeit war gewissermaßen männlich: er machte damit nach Außen wenig Weisens. Wer ihn aber näher kannte, wußte, wie gewissenhaft er war in Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten, wie kindlich gläubig und fromm, wie treu kirchlich gesinnt und wie genau in seinen religiösen Uebungen.

Ein hochgestellter Schweizer Geistlicher, der den Verewigten einmal besucht, sagte uns unlängst, daß er noch selten Priester getroffen, die etwas so distinguiert Prälatenhaftes an sich hatten und ihm so imponirten, wie Kommissar Wisler sel.

Und ein Anderer, dessen Urtheil wir ebenfalls sehr hoch schätzen, schrieb uns: „Soviel kann ich sagen, daß ich ihn stets hochgeschätzt, ja mit Verehrung zu ihm aufgeblickt habe. Sein Wesen und Benehmen schien mir ein Spiegelbild priesterlicher Reinheit und Würde. Aus dem Landvolke hervorgegangen, zeigte er eine nicht andressirte, sondern angeborene, zur Natur gewordene Noblesse, die, gepaart mit Heiterkeit und Freundlichkeit, ein so treffender Ausdruck war des echt priesterlichen Charakters und in dieser Schönheit wohl selten gefunden wird. In ihm — ähnlich wie einst in Pius IX. — war in ganz außer-

ordentlicher Weise der würdige Priester und geistliche Bürdenträger verkörpert.“

Run hat ihn Gott weggenommen aus unserer Mitte, in seine ewige Hut. In jedem Herzen, das ihn gekannt, ist ihm ein freundliches Andenken gesichert, — bei Gott aber reicher, unvergänglicher Lohn. Have, pia anima!





Orate fratres, ut memm ac vestrum  
sacrificium acoceptabile fiat apud Deum  
Patrem omnipotentem. -- Betet, Brü-  
der, daß mein und euer Opfer bei Gott,  
dem allmächtigen Vater, angenehm werde.  
(St. Meffe.)

Hochw.  
**Joseph Gisler,**

Protonot. Apost.,  
Bischöflicher Kommissar und Pfarrer  
in Bürglen

Geb. 27. August 1828

Gest. 9. Juni 1899

Barmherziger Jesus, gib seiner Seele  
die ewige Ruhe! (Ablass von 7 Jahren.)

**R. I. P.**

Dr. Gisler, Altorf

## Stammblatt der Familie Michael und Barbara Gisler-Schuler

Eltern (1820 Zuzug von Spiringen / Wohnhaft auf der oberen Bärchi / Bärchel)

**Michael Gisler** \* 18. September 1779 in Spiringen  
+ 15. August 1862 / Eltern: Johann und Barbara geb. Hergel  
\*\*28. Mai 1806

**Barbara Schuler** \* 09. Mai 1783 in Unterschächen  
+ 04. Mai 1855 / Eltern: Josef u. Maria Josepha geb. Arnold

### Kinder

1. Johann Joseph \* 17. November 1807  
+ 01. Februar 1875  
\*\*1851 mit Josefa Zwysig 1810 - 1873 / kinderlos

2. Michael \* 10. März 1809  
+ 18. Juli 1880 / ledig

3. Joseph Maria \* 24. November 1810  
+ 20. April 1893 / ledig

4. Maria Anna \* 25. Juni 1812  
+ 28. Dezember 1889  
\*\*1837 mit Andreas Bissig 1809 - 1879

5. Franz \* 02. Januar 1815  
+ 28. April 1881  
\*\*1857 mit Marie Aschwanden 1819 - 1858  
\*\*1860 mit Salome Aschwanden 1826 - 1912

6. Aloisia \* 19. Februar 1817  
+ 21. Mai 1896  
\*\*1837 mit Andreas Infanger \*1807 vom Biel in Bauen

7. Anton \* 10. Mai 1818  
+ 05. Juni 1889  
\*\*1858 mit Josepha Walker 1831 - 1914

8. Joh. Joseph Alois \* 29. September 1822  
+ 12. Januar 1900  
\*\*1859 mit Maria Anna Aschwanden 1826 - 1920

9. Joh. Joseph Andreas \* 27. August 1828  
+ 08. Juni 1899  
Priester / Bischöflicher Kommissar / Pfarrer in Bürglen



Orate fratres, ut meum ac vestrum  
sacrificium acceptabile fiat apud Deum  
Patrem omnipotentem. -- Betet, Brü-  
der, daß mein und euer Opfer bei Gott,  
dem allmächtigen Vater, angenehm werde.  
(St. Neffe.)

Hochw.  
**Joseph Gisler,**

Protonot. Apost.,  
Bischöflicher Kommissar und Pfarrer  
in Bürglen

Geb. 27. August 1828

Gest. 9. Juni 1899

Barmherziger Jesus, gib seiner Seele  
die ewige Ruhe! (Abt. von 7 Jahren.)

**R. I. P.**

Dr. Gisler, Autor

## Stammblatt der Familie Michael und Barbara Gisler-Schuler

Eltern (1820 Zuzug von Spiringen / Wohnhaft auf der oberen Bärchi / Bärchel)

**Michael Gisler** \* 18. September 1779 in Spiringen  
+ 15. August 1862 / Eltern: Johann und Barbara geb. Hergel  
\*\*28. Mai 1806

**Barbara Schuler** \* 09. Mai 1783 in Unterschächen  
+ 04. Mai 1855 / Eltern: Josef u. Maria Josepha geb. Arnold

### Kinder

1. **Johann Joseph** \* 17. November 1807  
+ 01. Februar 1875  
\*\*1851 mit Josefa Zwysig 1810 - 1873 / kinderlos

2. **Michael** \* 10. März 1809  
+ 18. Juli 1880 / ledig

3. **Joseph Maria** \* 24. November 1810  
+ 20. April 1893 / ledig

4. **Maria Anna** \* 25. Juni 1812  
+ 28. Dezember 1889  
\*\*1837 mit Andreas Bissig 1809 - 1879

5. **Franz** \* 02. Januar 1815  
+ 28. April 1881  
\*\*1857 mit Marie Aschwanden 1819 - 1858  
\*\*1860 mit Salome Aschwanden 1826 - 1912

6. **Aloisia** \* 19. Februar 1817  
+ 21. Mai 1896  
\*\*1837 mit Andreas Infanger \*1807 vom Biel in Bauen

7. **Anton** \* 10. Mai 1818  
+ 05. Juni 1889  
\*\*1858 mit Josepha Walker 1831 - 1914

8. **Joh. Joseph Alois** \* 29. September 1822  
+ 12. Januar 1900  
\*\*1859 mit Maria Anna Aschwanden 1826 - 1920

9. **Joh. Joseph Andreas** \* 27. August 1828  
+ 08. Juni 1899  
Priester / Bischöflicher Kommissar / Pfarrer in Bürglen